



Staatstheater Braunschweig
Schauspiel

werk
gruppe ||



**Wie war der Abschied?
Cum a fost despărțirea?**



Erdbeerwaisen

(Căpșunile și Orfanii)

eine Reise zu einer verlassenen Generation in Rumänien
von werkgruppe2

Kooperation Staatstheater Braunschweig,
Nationaltheater »Marin Sorescu« Craiova & werkgruppe2
Uraufführung

Inszenierung **Julia Roesler**

Recherche **Julia Roesler, Silke Merzhäuser, Gina Calinoiu**

Musikalische Leitung **Kim Efert**

Bühne & Kostüme **Adrian Damian**

Mitarbeit Kostüme **Veronika Kaleja**

Dramaturgie **Silke Merzhäuser, Axel Preuß**

Mit **Gabriela Baciu & Gina Calinoiu** (Nationaltheater Craiova),

Sven Hönig & Oliver Simon (Staatstheater Braunschweig),

Kim Efert (Musik)

Regieassistent, Soufflage und Abendspielleitung **Maximilian Hanisch**

Regie- und Ausstattungshospitanz **Florian Berghöfer,**

Merle Kirchberger, Hanna Puder

Übersetzung (Recherche und Textfassung) **Alexandru Sterefcu**

Premiere Craiova

28. September 2014 im Sala studio »Ion D. Sîrbu«

Premiere Braunschweig

23. Oktober 2014 in der Hausbar im Großen Haus

Aufführungsdauer ca. 1 Stunde 30 Minuten, keine Pause

Ausstattungsleitung / Technische Direktion **Ralf Wrobel**
Leitung Beleuchtungsabteilung **Frank Kaster**
Beleuchtungseinrichtung **Jörg Schmidt**
Leitung Tontechnik **Burkhard Brunner**
Requisite **Anke Vorwick, Sonja Teubler**
Leitung Kostümabteilung **Ernst Herlitzius**
Leitung Maskenabteilung **Nicolas Guth**
Leitung Ausstattungswerkstätten **Petra Röder**
Produktionsingenieur **Stephan Busemann**
Leitung Schlosserei **Armin Zühlke**
Leitung Malsaal **Sonja Bähr**
Leitung Tischlerei **Peter Kranzmann**
Leitung Deko- und Möbelabteilung **Axel Schneider**

Dank

Für die Unterstützung bedanken wir uns bei **Save the Children** in Rumänien (www.savethechildren.de/wo-wir-arbeiten/europa/rumaenien/), **World Vision Romania** (www.wvi.org/romania) und beim **Goethe-Institut Bukarest**.

Fotografieren, Film-, Video- und Tonaufnahmen sowie die Benutzung drahtloser Kommunikationsmittel während der Aufführung sind nicht gestattet. Bitte schalten Sie Ihre Mobiltelefone für die Dauer der Vorstellung aus.

Zum Stück

Der Begriff »EU-Waisen« bezeichnet eine Generation von Kindern in Osteuropa, deren Eltern das Land verlassen haben, um in Ländern wie Spanien, Italien, Griechenland oder Deutschland zu arbeiten. In Rumänien werden diese Eltern »Erdbeeristen« genannt, unabhängig davon, ob sie als Erntehelfer arbeiten oder einer anderen Saisonarbeit nachgehen, ob sie in der Kranken- oder Altenpflege arbeiten oder als Arbeiter auf dem Bau, der Werft oder im produzierenden Gewerbe tätig sind. Geschätzte 3,4 Millionen Rumänen arbeiten im Ausland, das ist ein Fünftel aller Erwerbstätigen. Wenn die Eltern im Ausland sind, bleiben die Kinder zurück. Das Projekt »Erdbeerwaisen / Căpșunile și Orfanii« fragt nach dem Preis der Abwesenheit: Wer übernimmt die Aufgaben der abwesenden Eltern? Wer kann sie ersetzen? Wo fehlen sie? Welche emotionalen, strukturellen und langfristigen Folgen kommen auf die Kinder und die gesamte Familie zu?

Die nichtstaatliche Organisation Save the Children, die »Erdbeerwaisen« stark unterstützt hat, beschreibt die prekäre Situation im Land so: »In Rumänien leben 25% der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Der durchschnittliche Nettolohn liegt bei etwa 300 Euro im Monat. Der Übergang zur Marktwirtschaft hat gravierende sozio-ökonomische Folgen. Noch immer herrscht hohe Arbeitslosigkeit und die schlechte wirtschaftliche Lage des Landes beeinträchtigt den Lebensstandard vieler Menschen.«

Das Projekt »Erdbeerwaisen / Căpșunile și Orfanii« basiert auf einer intensiven Recherche. Im Auftrag des Staatstheaters Braunschweig und des Nationaltheaters Craiova reiste die werkgruppe2 im September und November 2013 nach Craiova. Das Ziel war Kontakte zu knüpfen, um daraufhin Interviews führen zu können und Familien in ihrem Alltag kennenzulernen. Die Textfassung, die nun auf die Bühne gebracht wird, basiert ausschließlich auf Interviews, die mit Kindern, Großeltern und Angehörigen in Craiova und Umgebung geführt wurden. Die Interviews fanden in den einfachen Häusern oder Gärten der Familien statt und wurden mit Hilfe eines Übersetzers geführt. Häufig konnten die Kinder und Großeltern unabhängig voneinander interviewt werden. Die Fragen für die Kinder kreisten um Themen wie das Leben ohne Eltern, Schulalltag, Zukunftspläne und das Zusammenleben mit den Großeltern. Die Gespräche mit den Großeltern dagegen hatten den (häufig fehlenden) Ruhestand, die Verantwortung für die Kinder und die Familie, die staatliche Fürsorge sowie die eigenen Lebensziele zum Inhalt. Die Ergebnisse waren eindrucksvolle Schilderungen vom alltäglichen Leben, Kritik am EU-Beitritt Rumäniens und dessen weitreichende Folgen. Eine Generation von Großeltern scheint hier keine sichere oder ausreichende Altersvorsorge zu kennen. Viele Familien müssen in finanziell zutiefst prekären Situationen leben.

Alle Interviews wurden aufgezeichnet, anonymisiert, transkribiert und schließlich zu einem Textbuch für die Schauspieler verdichtet. Stellvertretend für die Interviewten stehen vier Schauspieler auf der Bühne, jeweils zwei aus dem Ensemble des Staatstheaters Braunschweig und dem Ensemble des Teatrul National »Marin Sorescu« Craiova.

»Geld sind die Augen des Teufels« (Rumänisches Sprichwort)

Wie viele dieser EU-Waisen in Rumänien leben, weiß keiner genau. Schon 2008 ging UNICEF von 350.000 Kindern aus. Die Selbstmorde von Kindern, die in ihren Abschiedsbriefen schreiben, wie sehr ihnen die Mutter fehle, häufen sich. Allein für die Jahre 2006 und 2007 sind 19 solcher Fälle dokumentiert.

Die Organisationen World Vision und Save the Children waren wichtige Kontakte für die Recherche. Beide haben in der Region Dolj einen Stützpunkt und kümmern sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten um die Betreuung von EU-Waisen und deren Familien. Beide Organisationen erhalten keine staatliche Unterstützung und müssen aus EU-Geldern oder nicht-staatlichen Mitteln finanziert werden. Es gibt Angebote für die Kinder zur Betreuung nach der Schule, welche von Sozialarbeitern organisiert werden. Aber auch die Großeltern können Unterstützung erhalten, wenn sie in die Elternrolle zurückgeworfen werden, was bedeutet, dass sie plötzlich wieder die Verantwortung tragen, den Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen, sie zu versorgen, sich um ihre Probleme zu kümmern und sich für ihre Themen zu interessieren. Doch neben der eigenen altersbedingten Schwäche stellt auch der große Abstand der Generationen ein Problem dar: Wie können Großeltern ihre Enkel verstehen und erziehen, wenn sie die Themen nicht kennen, die für die Kinder eine immer größere Rolle spielen: Smartphones, Tablet-Computer, Topmodels oder die Champions League. Dies mag zunächst banal klingen, doch die Kinder bleiben oft, auch wenn sie ihre Großeltern haben, ohne ihre Eltern unverstanden und einsam. Und häufig stehen nicht einmal die Großeltern als Elternersatz zur Verfügung, sondern nur ältere Geschwister oder noch schlimmer: niemand.

Ein Mitarbeiter von Save the Children, den die werkgruppe2 im Zuge ihrer Recherche befragen konnten, erklärte: »Für alle drei Generationen sind es traumatische Lebensumstände. Es gibt große Probleme im emotional-affektiven Bereich. Das rührt u. a. daher, dass man den Kindern häufig verspricht, an einem bestimmten Tag, wie zum Beispiel Weihnachten, nach Hause zurückzukommen. Doch wenn das Versprechen nicht gehalten wird, belügt man diese Kinder. Und in dem Moment, wo das Kind merkt, dass die Eltern lügen und doch nicht kommen, entwickelt es eine tiefe Unsicherheit und in der Schule kann sich diese Unsicherheit konkret in Gewaltausbrüche verwandeln. Oder ein Kind muss unterstützt werden, da es gar nicht mehr weiß, wohin es gehört, das Zugehörigkeitsgefühl ist verloren gegangen – gehört es zu den Großeltern, die alles für das Kind tun, oder zu den Eltern, die abwesend sind?

Ich glaube, es hat überhaupt keine emotionale Bindung mehr zu den Eltern. Der Opa gibt ihm eine Richtung. Aber nein, es ist kein glückliches Kind. Egal, was sie ihm anbieten, die Großeltern können die Eltern nicht ersetzen. Unser Programm gibt es nur in der Grundschule, nicht in der Oberschule und da beginnen eigentlich die schlimmsten Probleme, es ist nicht mehr so leicht mit den Kindern umzugehen. Wenn ein Kind einer Gewalt unterzogen wird, wird es auch mit Gewalt antworten. Wir ra-

ten den Eltern immer, wenn es unumgänglich ist, dass sie ins Ausland gehen, dass es eine Phase gründlicher Vorbereitung bedarf. Man muss den Kindern ganz klar mitteilen, welche Zeitdauer sie weg sein werden. Man darf sie dabei nicht belügen. Und man muss ihnen dabei auch ganz klar das Ziel oder den Zweck dieser Reise erklären. Manchmal wird dieses Bedürfnis, die Eltern bei sich zu haben, kompensiert durch die materielle Bereicherung, dass sie Geld haben, gut gekleidet sind, die neuesten Handys besitzen. Zunächst fühlt es sich für die Kinder an, als würde das Bedürfnis kompensiert werden, aber später. Es hat auch Fälle gegeben, in denen die Eltern die Kinder mit ins Ausland genommen haben, aber immer häufiger kehren sie alleine heim – und da entsteht ein Problem der Re-Integration, auch ins rumänische Bildungssystem. Und nicht immer gibt es die Möglichkeit, die Kinder überhaupt mitzunehmen. – Das Projekt wird mit europäischen Mitteln finanziert. Es ist wichtig, dass die Entscheidungsträger verstehen, dass es solche Projekte gibt, und der Bedarf groß ist. Alle Kinder brauchen Zuneigung, aber diese Kinder besonders.«

»The Art of Ageing« – ein internationales Theaterprojekt

»The Art of Ageing« ist ein internationales Kooperationsprojekt unter dem Dach der ETC – European Theatre Convention. Das übergreifende Thema fragt nach dem zu erwartenden demographischen Wandel in Europa:

»Durch den medizinischen Fortschritt leben die Menschen in Europa zunehmend länger + 2060 wird das Durchschnittsalter in der EU bei rund 48 Jahren liegen + Immer weniger junge Menschen stehen einer wachsenden Generation von alten Menschen gegenüber + Die europäische Bevölkerung wird bis 2040 um 24 Millionen Menschen wachsen + Bis 2060 werden Menschen, die 65 Jahre alt oder älter sind über 42 % der europäischen Gesamtbevölkerung ausmachen + Bereits in sechs Jahren wird die EU einen massiven Mangel an Arbeitskräften verspüren + Was werden wir tun?«

Die zu erwartende demographische Entwicklung ist für Europa dramatisch. Unter dem Titel »The Art of Ageing« bilden acht europäische Mitgliedstheater der ETC langfristige Partnerschaften, um sich mit einer Auswahl der damit verbundenen Themen auseinanderzusetzen – eine dieser Partnerschaften bildet das Nationaltheater »Marin Sorescu« Craiova mit dem Staatstheater Braunschweig. Im Auftrag beider Theater hat das Künstlerkollektiv werkgruppe2 das zweisprachige Theaterprojekt »Erdbeerwaisen / Căpșunile și Orfani« realisiert. Die ETC, 1988 gegründet, ist Europas führendes Theaternetzwerk, das 40 öffentliche Theater aus 23 Ländern miteinander verbindet. Ziele sind die Förderung des interkulturellen Austauschs und der kulturellen Bildung, die Initiierung transnationaler Projekte und die Interessensvertretung der Theater im Dialog mit den EU-Institutionen. »The Art of Ageing« wird mit Mitteln der EU gefördert.

Die Kooperationspartner

Das **Nationaltheater »Marin Sorescu« Craiova** wurde 1850 gegründet und gehört bis heute zu den größten und wichtigsten Bühnen Rumäniens. Es beschäftigt rund 150 künstlerische und nichtkünstlerische Mitarbeiter. Im Laufe seiner Geschichte erhielt das Nationaltheater sehr viel nationale und internationale Anerkennung, welche nicht nur auf das Engagement seiner Künstler und die ständige künstlerische Erneuerung zurückzuführen ist, sondern insbesondere auch auf die internationalen Gastspiele und Tourneen. Vor allem seit dem politischen Wandel nach 1989 führten rund 120 Tourneen in 55 Länder weltweit. 1995 wurde das Nationaltheater „Marin Sorescu“ Craiova als erstes Theater Osteuropas Mitglied in der ETC – European Theatre Convention.

1690 gegründet, war das **Staatstheater Braunschweig** eines der ersten öffentlichen Theater Deutschlands. Lessings »Emilia Galotti« und Goethes »Faust – der Tragödie erster Teil« wurden hier uraufgeführt. Das Staatstheater ist heute ein moderner Theaterbetrieb mit fünf Sparten und fast 500 Mitarbeitern. Jährlich finden über 30 Premieren in den Sparten Schauspiel, Musiktheater, Tanz, Kinder- und Jugendtheater statt, hinzu kommen die Konzerte des Staatsorchesters Braunschweig. Das Festival »Fast Forward« hat sich als einzigartige Plattform für junge europäische Regisseure etabliert. Seit 2010 ist das Staatstheater Mitglied in der ETC.

Die werkgruppe2 arbeitet seit acht Jahren als freies Theaterkollektiv in Niedersachsen. Seit 2009 entwickelt die werkgruppe2 dokumentarische Projekte, die auf einer akribischen Recherche beruhen. Im Mittelpunkt stehen dabei Interviews, aus welchen jeweils ein narrativ dichtes Textgeflecht geschaffen wird, das auf der Bühne häufig spartenübergreifend und mit professionellen Schauspielern umgesetzt wird.



**Wenn ich traurig bin,
bleibe ich in meinem
Bett. Höre Musik.**

Christian

Der Preis für ein besseres Leben ist die Einsamkeit

Ein Gespräch mit den Schauspielerinnen Gina Calinoiu und Gabriela Baciu aus Rumänien, den Schauspielern Oliver Simon und Sven Hönig aus Braunschweig und der Regisseurin Julia Roesler

Welche Rolle spielt das Thema der EU-Waisen in eurem Leben?

Gina Calinoiu Ich finde, dies ist eher eine Frage für Menschen aus dem westlichen Europa. Für mich stellt sich die Frage nicht, denn ich bin mit dieser Art Arbeitsmigration während meiner Kindheit großgeworden. Mein Vater war immer im Ausland zum Arbeiten. Er arbeitete im Irak. Diese Erfahrung war meine Inspiration in dieser Theaterproduktion und prägte eigentlich mein ganzes Leben in Rumänien. Denn der Punkt, über den ich mich wirklich aufrege, ist, dass Menschen in Rumänien so schlecht für ihre Arbeit bezahlt werden. Und sie kümmern sich nicht umeinander. Unser Gemeinwesen ist am Ende, denn die Menschen tragen nicht ihren Teil dazu bei. Es wird immer schlimmer. Jeder arbeitet daran, ein besseres Leben zu haben. Dafür reicht es in Rumänien nicht aus, einfach nur deinen Job zu machen. Du musst bereit sein, auch andere Arbeiten zu tun oder ins Ausland zu gehen. Und das hat Konsequenzen, die das globale System betreffen.

Julia Roesler Die Situation der Arbeitsmigranten und die Folgen im Heimatland sind in Deutschland weitgehend unbekannt, denn die prekären Arbeitsplätze sind für uns unsichtbar. Wir fragen uns nicht, warum Produkte wie Erdbeeren so billig zu erwerben sind. Die Arbeiter haben keine Möglichkeit für sich zu sprechen. Die wenigsten sprechen Deutsch und sie leben isoliert, oft direkt an ihrem Arbeitsplatz, um möglichst viel arbeiten zu können. Allein drei- bis vierhunderttausend Erntehelfer aus Osteuropa sind jährlich in Deutschland beschäftigt.

Sven Hönig Ich frage mich immer öfter, wie ich ein Leben führen kann, in dem ich wirklich Verantwortung übernehme – nicht nur für die Familie oder meine Kollegen, die ich jeden Tag sehe. Sondern zum Beispiel auch für Menschen, die mein Essen oder meine Kleidung produzieren. Wie kann ich für unsere Gesellschaft verantwortlich sein? Das scheint zunächst sehr kompliziert zu sein. Die globalen Zusammenhänge scheinen zu unübersichtlich. Wir denken: »Eigentlich können wir gar nichts tun, wir sind machtlos.« Aber das stimmt nicht.

Gabriela Baciu Ich glaube nicht mehr an die Politik. Wir Menschen in Rumänien haben gelernt mit vielen Berufen und Tätigkeiten zu überleben, das war die Struktur im Kommunismus. Wir wurden darauf vorbereitet, alles zu tun, was uns gesagt wurde. Und zugleich lebten wir in einem Netz von familiären Beziehungen und Freundschaften. In der Vergangenheit hat die Politik versucht, dieses Netz, das uns zusammenhält, zu stören, uns auseinander zu bringen. Es gibt kaum noch Solidarität unterein-

ander oder Fürsorge für die Menschen im eigenen Umfeld. In Rumänien gibt es keine Zivilgesellschaft, niemand fühlt sich für den Nächsten verantwortlich.

Dieses deutsch-rumänische Projekt ist für uns alle eine große Chance, die Situation im jeweils anderen Land besser kennenzulernen. Könnt ihr beschreiben, welche Auswirkungen die Globalisierung auf euer Land und auf euer Leben hat? Welche Möglichkeiten eröffnen sich?

Gabriela Baciu Es ist schwierig, gegen das rumänische System anzukämpfen. Jeder von uns hat zwar Rechte, auch europäische Rechte, aber häufig werden sie uns nicht zugestanden, wie z. B. eine vernünftige Krankenversicherung. Und der Grund dafür ist immer das fehlende Geld.

Sven Höning Unser deutsches System bewirkt, dass Menschen in anderen Ländern hungern und wir in einem großen Luxus leben. Aber wir vergessen häufig, dass auch unsere Freiheit ein großer Luxus ist, den Menschen in anderen Ländern so nicht haben. Wir können entscheiden, wie wir leben wollen. Wir könnten uns zum Beispiel auch dagegen entscheiden, auf Kosten anderer zu leben. Aber das machen wir nicht.

Oliver Simon Ich kenne dieses Verhalten aus den Jahren nach der Wende, das für viele Menschen der Generation meiner Eltern ganz selbstverständlich und auch nachvollziehbar ist. Die verordnete Gemeinschaft zu DDR-Zeiten ließ den Wunsch nach persönlicher Freiheit entstehen. Nach den »Jahren der Entbehrung« sollte es erst einmal um das persönliche Wohl gehen. Not- und tatsächliche Gemeinschaften brachen zusammen und die Erfüllung ökonomischer Bedürfnisse stand im Vordergrund. Jetzt könnte man den Blick wieder erweitern und hinterfragen, auf wessen Kosten wir leben und ob das so sein muss. Darf man Wörter wie »Solidarität« wieder in den Mund nehmen? »Aber warum sollte ich mich in meinem kurzen Leben beschränken, etwas abgeben von dem Wohlstand, den ich so lange vermisst habe?« Ich verstehe diese Entscheidung, sei sie bewusst oder unbewusst. Die Endlichkeit unseres Lebens mit seiner kurzen Dauer wiegt schwer gegenüber der Möglichkeit, das Leben »Unbekannter« verbessern und die Lebensqualität nachfolgender Generationen beeinflussen zu können. Tagtäglich bin ich derselben Frage ausgesetzt: Wieviel kann ich abgeben, ohne mir selbst die Grundlagen zu entziehen? Worauf will oder kann ich verzichten, bin ich ein »kleines Rädchen« oder bin ich der »Stein des Anstoßes«? Die Entwicklung in Rumänien scheint, von hier aus betrachtet, etwas mit diesen Fragestellungen zu tun zu haben. Ich will versuchen herauszufinden, welche Unterschiede und welche Gemeinsamkeiten es zu der Entwicklung der Nachwen-

desituation in Deutschland gibt. Vielleicht kann ich meine Geschichte dann besser verstehen, vielleicht komme ich auch mit mehr Fragen zurück als vorher. Aber das ist wohl nicht das Schlechteste.

Gina Calinoiu Für mich hört sich das so an, als hättet ihr in Deutschland ein leichtes Leben, dessen sich hier niemand bewusst ist. Doch das habt ihr nur, weil in der Vergangenheit jemand für eure Rechte gekämpft hat. Und eure Generation sieht keine Notwendigkeit, sich um diese erreichten Ziele zu kümmern, niemand weiß mehr, wie es aussähe, wenn es diese gesellschaftlichen Rechte und Pflichten nicht gäbe. In Rumänien sind wir auf dem Standpunkt: jemand müsste die Gesellschaft auf diesem und jenem Weg organisieren oder für dieses Recht kämpfen ...

Für mich sind das zwei Seiten einer Medaille: Ihr habt vergessen, diese Rechte lebendig zu halten, Euch bewusst zu sein, dass sie existieren, dass sie nicht einfach da sind, sondern von Generationen vor Euch erkämpft wurden. Und für uns ist es noch die Idee, dass solche Rechte überhaupt für uns gelten könnten und, dass es ein großes gemeinsames Ziel geben kann. Dafür benötigt man Menschen, die große gesellschaftliche Ideen umsetzen können, und die gibt es in meinem Land nicht. Große Teile der Gesellschaft sind politisch nicht interessierte Menschen. Vor 20 Jahren waren es Menschen, die jünger waren als wir jetzt, die in der Revolution gestorben sind, als sie für ihre Rechte eintraten. Es ist erst 25 Jahre her, aber es wird vergessen, wofür sie gestorben sind. Heute sagen die Menschen, es seien sowieso alle korrupt. Es ist schwierig, die Menschen davon zu überzeugen, dass es trotzdem wichtig ist, beispielsweise die Wahlmöglichkeit wahrzunehmen, und dass ihre Passivität Konsequenzen haben wird. Keine Position einzunehmen, ist wirklich das Schlechteste, was man tun kann.

Welche Erwartungen und Hoffnungen verbindet ihr mit unserem Theaterprojekt? Was ist eure Motivation, diesen Menschen, den Wanderarbeitern und ihren Familien, eine Stimme zu geben?

Gina Calinoiu Ich glaube, dass es wichtig ist, die Theaterinszenierung in Rumänien zu zeigen. Dem Publikum zu zeigen, wie ihr Leben und ihre Probleme aussehen. Das ist ein Vorgang, den sie nicht kennen. Wir erzählen ihnen keine Lösung, sie werden danach weder mehr Geld noch ein besseres Leben haben, aber sie werden sehen, dass sich jemand mit ihren Geschichten beschäftigt hat, dass diese wichtig sind und sie weitererzählt werden.

Sven Höinig Vor dem Projekt war »Arbeitsmigration in Europa« für mich ein sehr abstraktes Thema. Jetzt nehmen wir uns die Zeit, genauer hinzusehen. Durch die Beschäftigung mit den Original-Interviews aus Rumänien werden aus Zeitungsmeldungen und Statistiken plötzlich Menschen mit bewegenden Lebensgeschichten. Dadurch stellen sich mir immer mehr Fragen: Müssen diese Familien so leiden? Was bedeutet es für die Produzenten meiner Nahrung, wenn ich alles immer möglichst billig haben will? Ist es nicht unsere Pflicht, dafür zu sorgen, nicht auf Kosten von anderen Ländern und Menschen zu leben? Wie kann ich etwas an der Situa-

tion ändern? Aber es stellen sich mir auch Fragen nach meiner Rolle in der Familie: Bin ich genug für meine Kinder da? Arbeite ich zuviel? Was ist mir wirklich wichtig? Ein paar dieser Fragen würde ich gerne mit dem Publikum teilen.

Julia Roesler Für mich ist in den Diskussionen ein wichtiger Satz gefallen: Der Preis für ein besseres Leben ist die Einsamkeit. Das ist ein Satz, der sowohl für die beschriebene Situation in Rumänien gilt als auch für uns in Deutschland zählen kann. Die Notwendigkeit mehr zu arbeiten oder für die Arbeit seinen Wohnort zu verlassen, geschieht immer auf Kosten des Familienlebens. Wir haben in der Recherche Familien getroffen, wo wir wirklich dachten, es ist gut, wenn die Eltern in Griechenland oder Italien Geld verdienen, denn in diesen Fällen besaßen die Familien nichts und hungerten. Also sie hungerten tatsächlich. Dann gab es Fälle, in denen die Eltern zum Arbeiten weggegangen sind, aber keine Arbeit gefunden haben oder so wenig verdient haben, dass sie nicht in der Lage waren, überhaupt Geld nach Hause zu schicken. Doch in den meisten Familien hätte die Möglichkeit bestanden, zu Hause zu bleiben und in Rumänien nach Arbeit zu suchen oder nur kurze Zeit wegzubleiben. Es ist immer die Entscheidung für etwas und zugleich gegen etwas. Die Auswirkungen sind ein Wandel in den Beziehungen, wie wir leben, wie wir die Idee der Familie oder von Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern und Großeltern umsetzen wollen. Die Arbeitsverhältnisse verwandeln die Beziehungen in der heutigen globalisierten Welt.



Kinder in Rumänien: Die Generation ohne Eltern

von Ariane Heimbach

Marius war drei Jahre alt, als seine Eltern nach Mailand zogen, wo sie zehnmal mehr verdienen als zu Hause. Der Junge lebt bei seiner Großmutter Florica.

Ihre Stimme ist da. Sie schwebt in der Küche, so nah, als könne sie das Kind streicheln. »Alles in Ordnung?« Marius hat das Mobiltelefon auf laut gestellt und beugt sich darüber. »Klar, Mami.« Wie auf einem Altar liegt das Handy auf der Fensterbank – dem einzigen Ort im Haus, wo der Empfang gut ist. Einmal am Tag, meistens gegen 20 Uhr, spricht der 12-Jährige von hier aus mit seiner Mutter, die in Italien lebt. Wenige Minuten nur, Trost, Liebe, Hoffnung verdichtet in ein paar Sätzen. Dann legt die Mutter auf. Das Freizeichen brummt. Florica Wacut, die 57-jährige Großmutter, drückt eilig auf die rote Taste. Einen Moment lang ist es still in der Küche.

Doch die Stille hat nichts Bedrückendes. Eher etwas Ehrfürchtiges. Die Telefongespräche sind für Marius überlebenswichtig. Die täglichen Anrufe der Mutter, die so verlässlich sind wie der Sonnenuntergang hinter den Hügeln der Walachei, beschützen ihn. Davor, sich unsichtbar zu fühlen.

»In dem Dorf Lipovu wachsen 140 Kinder ohne ihre Eltern auf.«

EU-Waisen, die bei Großeltern, Verwandten oder Nachbarn aufwachsen, weil ihre Eltern im Ausland arbeiten, gibt es in vielen Ländern Osteuropas. Rumänien, das zu den ärmsten zählt und aus dem sich Investoren gerade wegen der aktuellen Krise verstärkt zurückziehen, ist davon besonders betroffen. Seit 2007 ist Rumänien in der EU, geschätzte 3,4 Millionen Rumänen arbeiten im Ausland, das ist ein Fünftel der Erwerbstätigen. Sie lassen nach einer Erhebung des Kinderhilfswerkes Unicef rund 350.000 Kinder zurück. Bei ungefähr 125.000 Kindern sind beide Elternteile weggegangen. Um manche dieser Kinder kümmern sich Sozialarbeiter und Psychologen, die rumänische Regierung hat eine kostenlose nationale Notrufnummer eingerichtet, über die die zurückgelassenen Kinder Hilfe anfordern können. Doch die abgelegenen Dörfer in Rumänien erreicht diese Hilfe nur selten.

Lipovu ist eines dieser Dörfer. Von den 3100 Einwohnern sind die meisten Erwerbstätigen im Ausland. Manche sind schon seit Jahren weg, andere pendeln als Wanderarbeiter alle paar Monate zu Baustellen und Plantagen bis nach Griechenland und Deutschland. Es sind die Menschen, die wir sehen, wenn wir durch Brandenburg oder das Alte Land bei Hamburg fahren, sie arbeiten beim Spargelstechen oder bei der Apfelernte. Mehr als 140 Kinder wachsen in Lipovu ohne ihre Eltern auf. Zwischen Bukarest und dem kleinen Ort im Südwesten liegen rund 300 Kilometer und mindestens 100 Jahre. Wer die bauwütige Hauptstadt mit ihren gläsernen Bürotürmen und trendigen Lounge-Bars verlässt, reist in die Vergangenheit. Die Straßen werden löchriger, die Autos seltener, man sieht mehr und mehr Pferdewagen.

Alles verlangsamt sich. An einem Bahnübergang hält der Schrankenwärter einen Plausch mit dem Lokführer und vergisst dabei die Wartenden vor der Schranke. Niemand hupt. Irgendwann wird sie sich schon öffnen. Dann geht es schnurgerade weiter durch ausgedörrtes Brachland, das hin und wieder von Mais und Sonnenblumenfeldern unterbrochen wird.

Fast ein Drittel der Rumänen sind Bauern, die Ackerbau und Viehzucht nur zur Selbstversorgung betreiben. Geld verdienen sie damit nicht. Mächtige Strommasten breiten ihre stählernen Arme über den Feldern aus, Lipovu duckt sich darunter mit seinen einstöckigen Häusern. Zäune mit reich verzierten Toren schirmen noch die ärmsten Höfe von den Schotterstraßen ab. Dahinter: Obstbäume, Wäscheleinen und weiße Satellitenschüsseln, die wie vom Himmel gefallen wirken. Lipovu ist ein verwünschtes Nest, in dem Gänse über die Straßen laufen und das Wasser noch aus den Brunnen im Garten geholt wird. Ein Dorf, wie es sich Kinder ausdenken könnten, wenn sie das Abenteuer »Allein zu Hause« spielen. Nur dass dieses Spiel hier Wirklichkeit ist.

»Nach neun Jahren wird Marius seinen Vater wiedersehen.«

Jetzt, in den Ferien, kommen viele Eltern zurück. Auf der Straße parkt ein Opel mit italienischem Kennzeichen. Zwei Männer räumen den Kofferraum aus. Auch Florica Wacut und ihr Enkel Marius, die sonst nur das tägliche Telefonklingeln herbeisehen, warten auf Besuch. Der Junge ist so angespannt wie das Gummi seiner Steinschleuder, mit der er durch den Garten rennt und auf Krähen zielt. In zwei Wochen kommt seine Mutter Micaela, die er seit einem halben Jahr nicht gesehen hat, um ihn abzuholen. Seine ältere Schwester Liliana ist gerade dort. Wenn sie zurückkommt, soll er das erste Mal für vier Wochen mit nach Italien fahren. Er wird dort bei seiner Tante wohnen. In dem WG-Zimmer, das sich die Eltern teilen, ist kein Platz für ihn. Nach neun Jahren wird er dann auch seinen Vater wiedersehen.

Marius war drei, Liliana fünf, als seine Eltern in eine Barackensiedlung nach Mailand zogen. Schon vorher hatten die Geschwister bei den Großeltern gelebt. Ihr Vater arbeitete auf dem Bau, die Mutter in einem Schuhgeschäft in der 40 Kilometer entfernten Stadt Craiova. Die Familie traf sich am Wochenende. Doch zusammen kamen die Eltern nur auf einen Verdienst von 200 bis 300 Euro im Monat. In Italien verdienen sie zehnmal so viel. Er als Maurer, sie passt dort auf zwei Kinder auf und ließ für den Job ihre eigenen zurück. Der Großmutter schicken sie monatlich 200 Euro. Und sie kaufen Geschenke. Eine elektrische Wasserpumpe für Oma. Elektronisches Spielzeug für Marius. Die Sachen stapeln sich zwischen den Spitzendecken, die Florica geklöppelt hat, bis unter die niedrigen Decken: Ghettoblaster, Fernseher, ein Sprachcomputer, eine Sony-Kamera. Einige davon sind schon kaputt, einem Keyboard fehlen Batterien, doch der PC funktioniert.

Marius spielt seine Lieblingsmusik ab, Balkanpop. Und dann sagt er: »Die Sachen sind mir völlig egal, wenn Mama nur für immer zurückkommen würde.« Er presst die Lippen zusammen.

An die erste Zeit der Trennung kann er sich nicht erinnern, sagt er und flitzt nach draußen. Auch der Großmutter fällt es schwer, darüber zu sprechen. Ein ganzes Jahr blieb die Mutter fort. Dann erst hatte sie genug Geld, um ihre Kinder zu besuchen. »Der Abschied, der dann folgte, war der schlimmste«, sagt Florica, »die Kinder schrien und klammerten sich an meine Tochter. Sie musste sie von der Autotür wegdrücken. Und brach dann im Wagen selbst zusammen.« Später, als sie öfter im Jahr zu Besuch kam, ging Florica mit den Kindern Süßigkeiten kaufen, um ihnen solche Abschiedsszenen zu ersparen. Wenn sie dann zum Haus zurückkehrten, war die Mutter schon weg. Doch irgendwann weinten Marius und seine Schwester schon auf dem Weg zum Laden leise vor sich hin. Sie hatten die Oma längst durchschaut.

»Die Kinder sind zerrissen zwischen den Eltern und der geliebten Oma.«

Warum kam der Vater nie mit nach Hause? Florica lächelt und streicht ihr Kleid auf den Knien glatt. Sie ist zierlich, die Fußnägel sind lila lackiert. Früher eine Schönheit, wie ein gerahmtes Foto mit ihrem verstorbenen Mann zeigt. Ihr Lachen wirkt immer etwas verkrampft, weil sie versucht, den fast zahnlosen Mund dabei zu zulassen. Erst sei der Vater illegal in Italien gewesen, sagt sie, dann verlor er auch noch seine Papiere. Und zum ersten Mal klingt sie verächtlich. Nur seinetwegen sei die Tochter fortgegangen. »Selbst Hündinnen bleiben doch bei ihren Kindern«, sagt sie bitter. Für Marius sei sein Vater ein Fremder. Lange Zeit kannte er ihn nur von Fotos. Bis seine Mutter voriges Jahr ein Videoband mitbrachte. Der Junge sah zum ersten Mal im Fernseher, wie sein Vater ein Bier trank.

Und warum holen die Eltern ihre Kinder nicht zu sich nach Italien? Jetzt, wo sie beide feste Stellen haben und offiziell als Arbeitsmigranten gemeldet sind. Florica schüttelt den Kopf. »Wo sollen sie wohnen? Und wer soll sich tagsüber um sie kümmern?« Was sie nicht ausspricht: Wer bleibt dann bei ihr? Und wie würden die Kinder die Trennung von der geliebten Oma verkraften?

Vielleicht würden sie sich so zerrissen fühlen wie Cristina, das neunjährige Mädchen aus der Nachbarschaft. Ein Jahr lebte sie bei ihren Eltern in Mailand und sprach jeden Tag davon, wie sehr sie ihre Großmutter vermisste. Jetzt ist sie wieder zurück in Lipovu, aber sehnt sich fort in das Land mit den Eltern, den großen Supermärkten und dem fließenden Wasser. Cristina nimmt hier plötzlich die Armut wahr, die sie vorher nicht sah.

Die Zukunft der Familie Wacut bleibt vorerst unter einer Plastikplane im Hof: ein Haufen mit Ziegelsteinen, ein paar Säcke Zement. Drüben, auf der anderen Seite der Schotterstraße, liegt das Grundstück, auf dem die Eltern ihr neues Zuhause bauen wollen. Irgendwann, in fünf bis sechs Jahren vielleicht, sagt Florica. Oder auch nie, fügt sie leise hinzu. Denn wovon sollen sie hier leben?

Manche schaffen es. Sie kommen zurück, bauen ein Haus. In jeder Straße deuten frisch gestrichene Fassaden auf den Wohlstand der zerrissenen Familien hin. An an-

deren Stellen wuchert Unkraut in Bauruinen. Den Besitzern ging das Geld aus, oder sie überlegten es sich anders. Das größte Haus entsteht gerade. Zwei Stockwerke hat es schon. Doch nicht Arbeit, sondern tragische Umstände machten es möglich. Ein Mahnmal in der Dorfmitte erzählt davon, es erinnert an eine junge Frau aus Lipovu, die bei einem Verkehrsunfall in Italien starb. Jetzt, drei Jahre später, hat die Versicherung den Hinterbliebenen viel Geld bezahlt.

Ein paar Häuser neben Marius wohnt Alex. Auch er hält an der Hoffnung fest, dass seine Eltern zurückkommen. An guten Tagen jedenfalls. Dann betrachtet er die verpackte Badewanne und den Stapel mit neuen Fliesen, die im Schlafzimmer seiner Eltern stehen, als Zeichen dafür, dass sie nicht für immer fort sein können. Warum sonst hätte sein Vater ihn und seinen Bruder beauftragt, das Material für den Einbau eines Badezimmers zu kaufen? Der 13-Jährige steht etwas verloren vor dem Ehebett, in dem die Eltern nun schon seit zwei Jahren nicht mehr schlafen. Ein groß gewachsener Junge mit dunklen Haaren. An einer Stelle am Hinterkopf ist er über Nacht ergraut. Vier Jahre ist das her, er hatte gerade erfahren, dass sein Opa gestorben war.

»Es wirkt, als hätten auch die Jungen den Ort innerlich verlassen.«

Vom Ehebett aus telefoniert er manchmal mit seinem Vater, der gerade in Tunesien ist. Selbst anrufen kann er ihn nicht, zu teuer. Von seiner Mutter, sagt er, hat er nie wieder etwas gehört. Sie hat sich wohl vom Vater getrennt, so genau weiß er das nicht. Während er das erzählt, steigt der Kummer in sein Gesicht, aber er schluckt die Tränen hinunter. An schlechten Tagen, und heute ist so einer, glaubt er noch nicht einmal, dass sein Vater an Weihnachten zu Besuch kommt. Dann hat er keine Lust rauszugehen, sondern liegt vor dem Fernseher. Seit die Eltern weg sind, wohnt er allein mit seinem 20-jährigen Bruder in dem Drei-Zimmer-Haus. Es wirkt, als hätten auch die Jungen den Ort innerlich verlassen. Einen Tisch gibt es nicht, gegessen wird auf dem Bett. Oder nebenan bei Oma.

Nachts rollt Alex eine Decke auf dem Wohnzimmerboden aus. Weil es dort kühler ist, sagt er. Vielleicht auch, weil er sich neben dem verstaubten Bücherschrank seiner Mutter näher fühlt. Viel mehr hat sie nicht zurückgelassen.

Wer passt auf, dass er in die Schule geht? »Ich«, sagt er, ohne zu lächeln. Er wäscht auch seine Sachen selbst. Er holt das Wasser aus dem Brunnen, erhitzt es auf dem Gasherd und schrubbt den Stoff in einer Seifenlauge. Alex ist nur ein Jahr älter als Marius. Aber er musste viel früher erwachsen werden. Zu schnell für sein noch wackliges Ich. Wenigstens hat er noch seine Großmutter. Sie ist 66, aber sieht aus wie eine Greisin. Die Feldarbeit hat ihren Rücken gebeugt. »Ich kann ihm die Liebe seiner Mutter nicht ersetzen«, sagt sie. »Aber ich versuche es jeden Tag.«

Was passiert, wenn die Großmutter stirbt, musste Bianca erleben. Ihre Mutter hatte sie verlassen, als sie ein paar Monate alt war. Irgendwann ging dann der Vater fort nach Griechenland. Bianca, heute sieben, blieb bei ihrer Oma, bis diese vor drei Jah-

ren starb. Seitdem wird sie von einer Nachbarin zur anderen geschoben. Gerade erst musste sie bei der einen wieder ausziehen, weil die ein Kind bekommen hat und der Platz nicht reichte. Jetzt wohnt sie vorübergehend bei einer Tante, die selbst schon drei Kinder und einen Mann im Ausland hat. Viel Aufmerksamkeit bleibt für das Mädchen nicht übrig. Ihr Haare sind verfilzt, ihr löchriges T-Shirt spannt über dem zu dicken Bauch, der wie ein Schutzpanzer aussieht. Wenn man sie anblickt, lächelt sie schief; und wenn sie sich unbeobachtet fühlt, verdüstert sich ihr Gesicht sofort. Ihre Arme umschlingen einen wie Kletten, ihre klebrigen Hände greifen nach den eigenen. Sie will uns etwas zeigen. Ihren Lieblingsort, den einzigen Platz im Dorf, der nur ihr gehört. Es ist ein kleiner Aprikosenbaum, der mitten im Ort am Straßenrand steht. Hier geht sie hin, wenn es ihr schlecht geht, sagt sie. Niemand darf mit ihr auf diesen Baum steigen.

»Das Alleinsein verändert die Kinder – oft zum Negativen.«

Bianca ist eine Roma, die ärmste Bevölkerungsgruppe des Dorfes. Was wird aus ihr werden? Sie selbst sagt leise: »Ich will Ärztin werden.« Wahrscheinlicher ist jedoch: Sie wird nach ein paar Jahren die Schule verlassen und früh verheiratet werden, wie es immer noch Brauch unter den Roma ist.

Etwa jedes zweite Kind verändert sich durch das Alleinsein spürbar, viele werden schlechter in der Schule, ziehen sich zurück, einige werden kriminell – oder sie werden Opfer von Missbrauch durch Erwachsene. Vor zwei Jahren nahm sich ein 12-jähriger Junge in einem anderen Dorf das Leben, als seine Mutter ihn wieder verlassen wollte, um in Italien zu arbeiten.

Am späten Nachmittag belebt sich die Hauptstraße des Dorfes. Jugendliche Tagelöhner, die vom Feld kommen, preschen wie im Westen mit ihren Pferdewagen in den Ort. Ein verrückter Mann hüpfert mit einer Trillerpfeife im Mund über die Kreuzung und regelt auf seine Art den Verkehr, indem er einfach alle Wagen ausbremst. Überall sitzen alte Menschen vor ihren Häusern, viele von ihnen sprechen uns an. Bald, darin sind sie sich alle einig, werden hier wohl nur noch Alte und Kinder leben.

»Wenn Mama kommt«, sagt Marius, »sind alle Tage wie Ferien. Wir haben nur Spaß.« Und wie zum Beweis rennt er ausgelassen mit einer Wasserpistole hinter seiner krei-schenden Oma her.

Nur wenn man mit ihm über seinen Vater spricht, wird er sofort ernst. Hinter dem Schweinestall, als seine Großmutter Florica ihn nicht hört, sagt er: »Ich glaube nicht, dass ich mit nach Italien fahre und Papa wiedersehe.« Warum nicht? »Weil er immer gesagt hat, dass er mich besucht. Aber er ist nie gekommen.«

Geteiltes Europa

Auch die so genannten Gastarbeiter, die in den 50er und 60er Jahren ins deutsche Wirtschaftswunderland kamen, ließen meistens ihre Kinder zurück. Doch irgendwann konnten sie diese zu sich holen. Heute ist das viel komplizierter. Weil die Eltern oft illegal im Ausland sind, beengt wohnen und die Zuwanderungsgesetze härter sind als früher. Besonders Italien, das 2004 noch ein Legalisierungsprogramm für ausländische Arbeitnehmer schuf, geht mit neuer Härte gegen illegale Einwanderer vor. Der Westen schottet sich ab, auch gegen die Bürger aus den Hinterhöfen Europas. In Polen leben etwa 130.000 EU-Waisen, in Moldau 110.000, dazu kommen zehntausende in der Ukraine, in Bulgarien und Tschechien – Kinder, die materiell gut versorgt sind, aber elternlos aufwachsen.



Marius mit seiner Großmutter, 2009



Marius mit seiner Mutter Claudia, 2013

Lipovu 2013

Die EU-Waisen in dem Dorf Lipovu vier Jahre nach der
Reportage von Ariane Heimbach

Während der Recherche für »Erdbeerwaisen« hat die werkgruppe2 im September 2013 die erste Reise nach Craiova und die umliegende Gegend Dolj unternommen. Ein erster Ausflug führte in das 30 Kilometer entfernte Dorf Lipovu, von dem Ariane Heimbach in ihrem Artikel ausführlich berichtet (s. S. 15 ff). Eine zentrale Rolle in dem Artikel spielt Marius, der mit seiner Schwester bei seiner Großmutter Florica aufwuchs. Im September 2013 lebte Marius wieder in Lipovu, und seine Mutter Claudia war vor wenigen Wochen aus Italien zurückgekehrt. Beide konnten wir für »Erdbeerwaisen« interviewen und erfragen, wie ihr Leben seit 2009 verlaufen ist. Insgesamt sieben Jahre war Claudia in Italien und hat dort als Kindermädchen und Putzfrau gearbeitet. Sie hat versucht, ihre Kinder nach Italien nachzuholen. Die Kinder waren einige Monate bei ihr, konnten aber nur schwer die Sprache erlernen und es gab keine Kinderbetreuung für sie. Also sind sie zur Großmutter nach Lipovu zurückgekehrt. Das Interview mit Claudia ist zu einer zentralen Szene im Theaterstück geworden:

Claudia Wie jedes sozialistisches Land sind wir frei geworden und dann sind wir rausgegangen. Das war aber nicht so gut. Dort habe ich elf Jahre lang gearbeitet, in Italien. Ich habe gearbeitet. Das Geld, das ich verdient habe, habe ich nach Hause geschickt und irgendwann konnte ich nicht mehr.

Ich habe sieben Jahre lang als Babysitterin gearbeitet. Für die italienische Familie und auf ihre Kinder aufgepasst.

Die waren okay. Es war sehr schön! Also weil sie gut zu mir waren, waren sie praktisch gut zu ihren Kindern. Also von 24 Stunden war ich zwölf Stunden mit den Kindern. Sie aßen mit mir, die schiefen bei mir. Ich habe sie gebadet, ich habe sie nach draußen gebracht, ich brachte sie zur Schule. Sie hätten auch nicht anders mit mir umgehen können. Am Anfang war es sehr schwer, wegen meiner eigenen Kinder. Aber dann sind sie mir ans Herz gewachsen und es wurde leichter. Ich war dort geblieben, was das Schicksal für mich entschieden hat. Danach war ich Putzfrau für die Büros, oder wie sagt man das, die Journalisten? Ich habe für die Zeitung gearbeitet, für »La Repubblica« in Mailand, 1.200 Euro im Monat. Für die Zeitung in Italien habe ich elf Jahre gearbeitet. Alle sechs Monate bin ich nach Hause gefahren, also zweimal im Jahr. Also ich habs ausgehalten, was sollte ich tun. Ich habe gekündigt und bin wieder zurück ins Land gekommen. Wenn ich hier im Land bleibe, was kann man hier machen?

Von 1.200 auf 200 Euro zurück ist schon ein Unterschied. Meine Kinder haben hier gute Voraussetzungen. Ich habe ihnen ein Haus gebaut. Gleich in den ersten Jahren, da ging es mir wirklich gut.

Als Mutter muss man immer stark sein. Man kann nicht vor den Kinder weinen. Weil sonst wird die Sehnsucht der Kinder schlimmer, oder? So ist das.

Es war so schwer, weil ich nicht neben, bei ihnen war. Also die Oma hat ja auch irgendwie die Mutter gespielt. Als Ersatzmutter. Aber sie wissen wie das ist, es ist besser mit der Mutti, es ist besser. Die Kinder brauchen Liebe. Die Kinder verstehen nicht, Geld oder das Leben generell. Die brauchen die Liebe der Mutter und des Vaters. Sie interessiert das nicht, also nicht ...

Wenn mein Sohn groß ist will er auch in Italien arbeiten. Automechaniker, hängt davon ab ...

Zum Glück sind die Kinder nie krank geworden. Ich bin zurückgekommen als mein Vater gestorben ist. Ich war bei der Arbeit, ich arbeitete damals als Babysitterin. Der Bruder hat mich angerufen, gesagt, dass der Vater gestorben ist, am zweiten Tag bin ich in den Flieger gestiegen. Die haben, also meine Arbeitgeber, haben die Flugtickets bezahlt.

An dem Tag als ich das erste Mal weggegangen bin, ich habe sie schlafen gelegt, die schliefen, eine Woche vorher habe ich einen Art Testversuch unternommen, um zu sehen wie die reagieren, wenn ich weggehe. Und ich habe meiner Mutter gesagt, die soll ihnen sagen, dass ich nach Italien gehe. Also, die wusste eigentlich schon einen Monat lang, dass ich nach Italien weggehen würde. Ich habe ihr gesagt ich gehe jetzt mal kurz nach Craiova und wir machen einen Test, um zu schauen, wie die reagieren. Wir haben gesagt, okay, die Mutti fährt jetzt nach Italien, ich habe einen kleinen Koffer gepackt, aber der Koffer war eigentlich leer. Dann haben die so stark geweint, dass ich nicht mal nach Craiova fahren konnte. Dann bin ich zu Hause geblieben, dann haben die die ganze Woche gesehen, dass ich doch nicht weggehe.

Und in dem Moment wo ich wirklich ging, habe ich die im Schlaf zurückgelassen. Ich konnte nicht anders gehen. Jedes Mal wenn ich wieder zurückkam weinten sie. Es wurde nicht einfacher.

Was ich ändern würde? Vieles würde ich ändern. Ich würde als erstes Arbeitsplätze schaffen für die Generation, die da ist. Also bis 40. Die Generation bis 40, wenn die die Schule absolvieren, beenden, dann müssen sie arbeiten. Für den Unterhalt.

Es ist schwierig mit den Feen. Ich würde gerne Merkel sprechen. Sie sollte mehr Rumänen helfen. Also nicht, dass ich mich jetzt falsch ausdrücke, aber sie sollte nicht generalisieren, verallgemeinern. Die Rumänen sind Rumänen, die Roma sind Roma. In allen Volksgruppen gibt es gute und schlechte Menschen. Nicht alle in einen Hut stecken. Alle rennen vor uns weg. Okay, wir haben ja auch schlimme Sachen gemacht. Ich kann nicht glauben, dass da manche wirklich die Schwäne aufgefressen haben. Es sind ja vielleicht auch nicht meine Rumänen gewesen. Die meisten arbeiten ja auch in Italien. Alle Häuser, die sie hier sehen, die Villen, die haben sie gebaut. Okay, ich weiß nicht genau, was sie anstellen, da in Italien, aber die kommen mit Geld nach Hause.

Diese Bar, in der ich jetzt arbeite, führt mich zur Verzweiflung. Das gefällt mir nicht, ich war elf Jahre in einem gewissen Umfeld und jetzt hierher zu kommen in diese Spelunke ...

Jetzt will ich wieder zurück. Aber ich weiß nicht, ich überleg mir das noch. Jetzt ist das in Ordnung, weil die jetzt groß sind, die würden verstehen, auch wenn ich jetzt weggehen würde.

Wenn die Eltern zu Hause sind, bin ich nicht so von Sorge zerfressen.

Großmutter



Die Waisenkinder des Kapitalismus

von Silvio Mihai

Viorel* trägt ein marineblaues, ordentlich gebügeltes Hemd. Seine Hose wirkt gleichermaßen gepflegt und ein bisschen altmodisch. Der Achtjährige geht in die Grundschule Nummer Eins, die in der Nähe des Hauptbahnhofs von Bukarest liegt. Viorel sitzt gerade im Klassenzimmer und spielt ein Brettspiel mit den anderen Kindern. An den Wänden hängen Zeichnungen der Schüler, in der Ecke sitzt ein anderes Kind am Computer.

Die Rumänen nennen Viorel »Erdbeerwaise«

Seine Eltern arbeiten seit drei Jahren in Italien und haben ihn nicht mitgenommen. Spätestens seit dem EU-Beitritt Rumäniens leben inoffiziellen Schätzungen zufolge drei Millionen Rumänen im europäischen Ausland, meist in Spanien oder Italien. Sie sind Zimmermädchen oder Kellner, pflegen italienische Senioren oder putzen Wohnungen, machen die schwere Arbeit in der spanischen Bauindustrie oder in der Landwirtschaft, wo sie auf großen Plantagen Obst und Gemüse ernten – etwa Tomaten oder Erdbeeren, die später auch in rumänischen Supermärkten angeboten werden. Von den Löhnen der »Erdbeertruppe«, wie ihre Landsleute die rumänischen Gastarbeiter nennen, profitiert das ganze Land: Das nach Hause überwiesene Geld kurbelt den Konsum an und gleicht das Staatsdefizit aus. Doch mehr und mehr werden auch die Kosten sichtbar.

Viorel wohnt bei seinen pensionierten Großeltern in einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung. »Zum Glück hat er keine Geschwister, sonst könnten wir ihm kein eigenes Zimmer organisieren«, sagt seine Großmutter, eine bescheidene Frau, die die Mutterrolle übernommen hat, seitdem Viorels Eltern Bukarest verlassen haben. Mit der direkten Gastfreundlichkeit der einfachen Rumänen zeigt sie ihre Wohnung. Aus dem alten, gelblich tapezierten Wohnzimmer mit einem Sofa aus den achtziger Jahren ist ein Kinderzimmer geworden. In der Ecke stehen ein alter Tisch und ein Stuhl. Viorels Schulbücher sind die einzigen Bücher in der Wohnung. »Den Fernseher haben wir jetzt bei uns ins Schlafzimmer gestellt. Geld für einen Rechner hatten wir nicht«, sagt die Großmutter.

Die Krise trifft Rumänien noch härter als Griechenland oder Spanien

Viorel fehlen seine Eltern. Die Familie des achtjährigen Jungen ist an den Schwierigkeiten, die die Wirtschaftskrise mit sich gebracht hat, inzwischen zerbrochen. Vater und Mutter haben keine Ausbildung, sie arbeiten ohne festen Vertrag. Ihre Aufträge sind seit 2009 unregelmäßig geworden, das Geld fließt nicht mehr so üppig. Die finanziellen Probleme haben erst zum Streit, dann zur Trennung geführt. Dennoch

*Name des Kindes geändert

kommt für Viorels Eltern, wie für viele andere, eine Rückkehr in die Heimat nicht in Frage. Seit der Internationale Währungsfonds Rumänien mit einem Hilfspaket unter die Arme greift, ist die Arbeitslosigkeit gestiegen, der Staat kürzt drastisch die öffentlichen Ausgaben. Laut Kinderschutzbehörde müssen mehr als 85.000 Kinder ohne ihre im Ausland arbeitenden Eltern zurechtkommen. Dass diese Zahl extrem konservativ ist, geben selbst die Behörden zu. Eine Studie der »Soros-Stiftung für eine Offene Gesellschaft« (Open Society Foundation) spricht von 350.000 Erdbeerwaisen. Laut der Studie leiden die Kinder enorm unter der Abwesenheit ihrer Eltern. Viele brechen die Schule ab, bekommen Depressionen oder werden drogenabhängig. Zwischen 2006 und 2010 haben mindestens 15 Erdbeerwaisen Selbstmord begangen. Die Gegend um den Hauptbahnhof von Bukarest, wo Viorel wohnt, ist vielen Rumänen bekannt. Nach der Wende machten Bilder aus diesem Viertel in internationalen Medien die Runde. Zahlreiche Waisenkinder hielten sich hier auf und inhalieren Verdünnungsmittel aus Plastiktüten. Nun gibt es neue Waisen – die Waisen des Kapitalismus.

»Die Großeltern kümmern sich um das Kind, aber irgendwann sind sie auch überfordert«, erzählt Viorels Klassenlehrerin Cristina Senos, eine freundliche Frau Mitte 30. Jeden Tag bleibt sie nach dem Unterricht vier Stunden bei den Kindern. Seit verganginem Jahr finanziert die Organisation »Save the Children« ein Projekt, das die Probleme der »Erdbeerwaisen« angeht. Die Organisation hat in acht Grundschulen – auch in Viorels Grundschule Nummer Eins – Nachschulzentren eingerichtet, wo zurzeit mehr als 400 Kinder betreut werden. Die Zentren bieten psychologische Beratung, Hilfe bei den Hausaufgaben, aber auch Freizeitaktivitäten wie Zoo- oder Museumbesuche. »Wir haben alles saniert und neu eingerichtet. Alle Nachschulzentren verfügen über Computer mit Internetzugang. Das ermöglicht die Kommunikation mit den Eltern«, sagt Liliana Bibac, Projektleiterin bei Save the Children.

Viorels Verhalten habe sich in den wenigen Monaten schon geändert, findet seine Klassenlehrerin Cristina Senos. »Am Anfang war er sehr schüchtern und hatte große Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben«, sagt die Lehrerin. »Inzwischen hat er sich aber mit den anderen Kindern angefreundet. Neulich habe ich seine Großmutter getroffen, und sie war sehr stolz auf Viorels Noten.«



Sven Hönig & Oliver Simon



Gabriela Baciu (im Vordergrund), Sven Hönig, Oliver Simon & Gina Calinoiu



Kim Efert, Gina Calinoiu & Sven Hönig



Gabriela Baciu & Sven Hönig



Oliver Simon, Gabriela Baciu, Sven Hönig & Gina Calinoiu



Gabriela Baciu & Sven Hönig



Sven Hönig & Gina Calinoiu



Kim Efert, Gabriela Baciu, Sven Hönig, Gina Calinoiu & Oliver Simon



Gabriela Baciu & Gina Calinoiu



Gina Calinoiu (im Vordergrund), Sven Hönig & Gabriela Baci



Kim Efert, Gabriela Baciu, Sven Hönig & Gina Calinoiu



Oliver Simon, Kim Efert, Gina Calinoiu & Sven Hönig

Die Wettbewerbsapostel

Millionen Rumänen leben von der Subsistenzwirtschaft. Die EU will das ändern
Von Pierre Souchon

Das Auto des Landwirtschaftsministeriums braust durch die Landschaft, man ist auf der Hut, seit man Bukarest verlassen hat. Am Fuß der Karpaten markiert das US-Agrarunternehmen Pioneer mit unauffälligen Pflostenschildern seinen genetisch veränderten Mais. Stahlkolosse, Skelette der Schwerindustrie, liegen verlassen inmitten Hunderter Hektar, auf denen Agro Invest Getreide anbaut. Der rumänische Agrargigant verkündet auf riesigen Plakatwänden seine jüngste Absicht, die Schwarzerde zu erobern, die zu den fruchtbarsten Böden Europas gehört. »Schauen Sie!«, ruft Gabriel Garban, Kommunikationschef der staatlichen Agentur für ländliche Entwicklung, »da sind sie!« Am Rande der Nationalstraße ragen die Schornsteine einer Michelin-Fabrik empor. Ein Stück weiter kreist ein Turmfalke über einem etwa siebzighjährigen Bauern, der im Gras sitzt. Seine Sense liegt am Boden, er hat ein Buch in der Hand und hebt gelegentlich den Kopf, um nach seiner einzigen Kuh zu schauen. »Der Mann bildet sich«, meint Garban. Sein Gast denkt an einen Spruch des rumänischen Philosophen Lucian Blaga: »Die Ewigkeit wurde auf dem Lande geboren.«

Als wir nach Sercaia im Landesinneren kommen, scheint es eher so, als hätte die Ewigkeit kräftig aufs Gaspedal gedrückt. »Die Karawane des Nationalen Ländlichen Entwicklungsprogramms kommt in dein Dorf!« verkündet ein Plakat an der Tür des Rathauses. Im Fußballstadion der Gemeinde versuchen unter einer Zeltplane sechs »Europäisierungsbeauftragte« in blauer Uniform eine Powerpoint-Präsentation zur »Finanzierung eines Milchviehbetriebs« auf die Großleinwand zu projizieren.

Rumänien erhält seit 2007 Gelder aus dem Europäischen Landwirtschaftsfonds ELER, der auch diese Initiative mit unterstützt. Es geht darum, aus den dreieinhalb Millionen Rumänen, die auf weniger als einem Hektar Land Subsistenzwirtschaft betreiben, »potenzielle Unternehmer« zu machen. Der Anteil der Bauern an der Gesamtbevölkerung hält hier den europäischen Rekord: 30 Prozent der Erwerbstätigen arbeiten in der Landwirtschaft, 1989 waren es 28 Prozent. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus kehrten viele Menschen wegen der Deindustrialisierung zurück aufs Land. Die bäuerlichen Kleinstbetriebe verfügen im Schnitt nur über eine Anbaufläche von zwei Hektar, wobei die Felder häufig auch noch weit verstreut liegen, in Deutschland dagegen beträgt die Durchschnittsgröße eines landwirtschaftlichen Betriebes 59 Hektar.

»Der Schäfer, den wir gesehen haben, ist ein Symbol der rumänischen Landwirtschaft: Er ist nicht wettbewerbsfähig«, schimpft Garban. »Wie soll man mit fünf Litern Milch pro Kopf und Tag auf den europäischen Markt kommen?« Die Antwort lautet: indem man die Powerpoint-Präsentation verfolgt, wie die etwa dreißig Zuschauer aus Sercaia. »Es ist sehr wichtig, die Meinungsführer zu überzeugen. Hier sind der Pfarrer und der Lehrer gekommen«, freut sich Garbans Kollegin Catalina Musat. Auf der Leinwand erscheinen die »wirtschaftlichen und finanziellen Zielvorgaben«, die es einem Bauern ermöglichen sollen, mit einer Investitionssumme von 23.754 Euro, davon 7.400 Euro nicht rückzahlbare staatliche Zuschüsse, 24.000 Kilo Tomaten in

fünf Jahren zu produzieren. Catalina Musat präzisiert: »Die Kleinbauern, die so weitemachen wollen wie bisher, sind nicht die potenziellen Subventionsempfänger. Wir wenden uns eher an Menschen, die ein Business aufbauen wollen.«

Wie etwa Alexandru Stramtu. Der 31-jährige Agraringenieur führt uns ganz aufgeregt durch seine junge Plantage mit Bio-Heidelbeeren. Die EU hat sein 300.000-Euro-Projekt zur Hälfte finanziert, die andere Hälfte musste er selbst stemmen. »Ich habe mich verschuldet, aber das Geschäft läuft gut. Ich verkaufe alles an eine portugiesische Firma, die meine Heidelbeeren nach Deutschland und Chile liefert. Manchmal begegne ich meinen Beeren auch wieder hier in Rumänien!«

»Aber der Transport in die ganze Welt ist doch nicht besonders ökologisch für einen Biobetrieb?«

»Ehrlich gesagt ist mir das vollkommen egal.«

Am nächsten Tag, am Rande von Bärla in Südromänien, begrüßt uns Hadi Khoury: »Willkommen auf meinem Hof! Ziehst du das bitte über?« Damit seine 120.000 Hühner, die in den vier Gebäuden einer ehemaligen LPG¹ untergebracht sind, nicht mit Krankheitskeimen in Berührung kommen, lässt uns der dreißigjährige libanesische Geschäftsführer der rumänischen Haditon-Gruppe einen weißen Overall anziehen. Gemeinsam mit zwölf weiteren Unternehmern, die zumeist aus dem Nahen Osten stammen, produziert er ein Viertel aller in Rumänien verzehrten Eier. »Wenn du keinen EU-Stempel vorweisen kannst, dann gucken dich die Banker erst gar nicht an. Aber wenn du ihn hast, dann kommen sie zu dir!« ELER hat die Renovierung von Khourys Hof mit einer Million Euro gefördert. »Rumänien ist genial«, freut sich der junge Investor. Die alten kommunistischen Gebäude haben ihn fast nichts gekostet, er zahle seinen 25 Angestellten einen Hungerlohn und erhält ansehnliche europäische Subventionen.

»Das einzige Problem sind die Polen.«

»Machen die Ihnen Konkurrenz?«

»Unfaire Konkurrenz. Sie haben andere Hygienevorschriften und bekommen mehr Subventionen als wir. Das ist das Problem mit Europa: In Sachen Modernisierung und Geld ist es prima, aber wir stehen alle im Wettbewerb miteinander.«

Am Abend sitze ich in einem 60 Quadratmeter großen Hotelzimmer mit Marmorbad in einer menschenleeren Pension, die mit Unterstützung des ELER eröffnet wurde. Beim Wein erzählen Gabriel Garban und Catalina Musat von ihren Eltern, die als Physiker und Modedesigner die Äcker der Familien zugunsten eines neuen Lebens in der Stadt hinter sich gelassen hatten, obwohl die *gospodarie*, der Bauernhof, in der rumänischen Gesellschaft nach wie vor eine wesentliche Rolle spielt.

Haus, Hof, Nebengebäude und ein Stück Garten: Ion Neagu, der Chauffeur des Landwirtschaftsministeriums, erzählt mir, er habe die drei Hektar Land seiner Eltern an einen Bauern verpachtet, der sie in einem Verband² bewirtschaftet. »Ich würde lieber in Paris betteln gehen als hier auf dem Land arbeiten«, verkündet er. Der Hotelkoch zeigt sich ob dieser Äußerung entsetzt: »Ich kümmere mich um meine gos-

¹ Die staatlichen landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften wurden mit der Landreform von 1991 aufgelöst.

² Das im Jahre 1991 verabschiedete Gesetz für landwirtschaftliche Betriebe sollte der Zersplitterung der Ackerflächen nach dem Ende der Kollektivierung entgegenwirken und ermöglichte mehrere Formen von Gemeinschaftsunternehmen: Handelsgesellschaften, Familienunternehmen und rechtsfähige »landwirtschaftliche Verbände« mit variablen Mitgliederzahlen.

podarie. Ich mag meine Schweine, meine Hühner, meine Kühe. Wie sollte ich sonst zurechtkommen, ich habe doch nur während der Saison Arbeit!« Die junge Kellnerin ist glücklich, dass sie von der *gospodarie* ihrer Eltern profitieren kann, aber sie würde für kein Geld der Welt selbst einen Spaten in die Hand nehmen: »Dafür ist mir mein Rücken zu kostbar.« Chauffeur Neagu möchte dagegen gerne seinen Lebensabend auf dem elterlichen Hof verbringen, denn »dort ist mein Herz«.

Das Paradox der Neoliberalen Entwicklung: Die rumänische Landwirtschaft gewinnt Marktanteile im Ausland, aber für ihr eigenes Land ist sie zu teuer.

300 Kilometer weiter, weit weg von der PR-Karawane des »Ländlichen Entwicklungsprogramms«, lebt auch Teodor Vingarzan vom Subsistenzanbau. Sein Sohn Lucian, ein 34-jähriger Ingenieur, ist ebenfalls auf dem Familienbesitz Vintu de Jos geblieben. Er möchte ihn lieber erhalten, als höchstens 300 Euro im Monat in der Stadt zu verdienen. Im Stall zeigt mir der junge Mann seine drei Kühe. Er melkt die älteste und hält mir eine Schale warmer Milch hin: »Da hast du die Modernisierung«, scherzt er und spült die Schale unter dem Wasserhahn an der Wand aus. »Wir haben erst seit kurzer Zeit fließendes Wasser!« Die Familie Vingarzan nutzt den Mist ihres Viehs, um das Getreide zu düngen, das wiederum nur die Kühe fressen: »Am Ende des Jahres haben wir ein Schwein zu Weihnachten, unsere Milch und unsere Eier.«

Wer ist verantwortlich für diese unfreiwillige und notdürftige Selbstversorgung, für diese Sklavenarbeit? »Das ist diese elende Europäische Union«, schimpft der Vater. Sein Ältester ist in die USA gegangen, weil er hier keine Arbeit fand. »Die Produkte, die wir hier herstellen, sind ausgezeichnet, alles ist bio. Aber wir werden mit Produkten aus Westeuropa überschwemmt! Die Bauern dort bekommen viel mehr Subventionen, sie haben Maschinen, und ihre Produkte sind viel billiger als unsere. Ich stelle hier alles her, aber ich kann nichts verkaufen. Gehen Sie doch mal in den Supermarkt: Die Kartoffeln kommen aus Italien, Deutschland oder Frankreich.« Teodor Vingarzan hat einst an die EU geglaubt: In den Wochen nach dem Sturz Ceausescus ist er in den Westen gereist. Nach Besuchen auf modernen Bauernhöfen in Belgien, Frankreich und Österreich war er überzeugt: Er würde die endlich zurückerrstatteten Ländereien der Familie vergrößern, Maschinen kaufen, der Betrieb würde florieren. Aber heute fühlt er sich verraten.

Achim Irimescu, Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium, sieht in der Selbstversorgerkultur erstaunlicherweise große Vorteile: »Sie spielt eine ganz wichtige Rolle in unserer Gesellschaft«, versichert er uns in seinem Bukarester Büro. »Das sind schließlich große Massen von Menschen, die andernfalls arbeitslos wären und staatliche Hilfe bräuchten, um zu überleben.« Trotzdem will der führende Politiker der Konservativen Partei sie in den Markt integrieren und mithilfe der EU-Programme für Kleinbauern wettbewerbsfähig machen: »Die Leute, die keine Anträge dafür stellen, werden verschwinden. Das sind mehrheitlich alte Bauern, die keinen Nachfolger haben. Und das Problem wird sich auf natürlichem Wege von selbst lösen.« Die in diesem Zusammenhang ergriffenen Maßnahmen sind jedoch alles andere als natürlich – Anhebung des Schwellenwerts für Agrarflächen, um überhaupt Subventionen zu bekommen, Investitionen, die ausschließlich an den Erwerb größerer Flächen

von Grund und Boden gekoppelt sind. Seit Verabschiedung dieser Gesetze ist die Zahl der Empfänger von direkten staatlichen Hilfszahlungen um 300.000 gesunken.

Das Leitmotiv der Wettbewerbsfähigkeit durchzieht jede wirtschaftliche und finanzielle Beratung für Landwirte. So zählt etwa die Landwirtschaftsexpertin Cristina Popcol von der Agrarwissenschaftlichen Universität Cluj alle »rumänischen Handicaps« auf: zersplitterte Parzellen, schwache Produktivität, unterentwickelte Mechanisierung. Als Vorbild führt sie eine Apfelplantage an, die im Fernsehen gezeigt wurde: »Eine Riesenfläche, alles computergesteuert, wettbewerbsfähige Produkte – das ist der Weg, den wir gehen müssen.«

Tiberiu Biris hat es versucht, nachdem er sich zuvor in China und Deutschland umgesehen hatte. Er baute in Blaj eine Imkerkooperative auf und versorgte 200 Imker mit neuester Technologie. Heute produziert die Kooperative 400 Tonnen Honig im Jahr, fast die gesamte Menge wird exportiert. »Die Rumänen können keinen rumänischen Honig essen, weil er zu teuer für die hiesige Kaufkraft ist«, bedauert Teodor Parau, Inhaber von 200 Bienenstöcken. Gekauft wird der Honig von den großen Importeuren aus dem Westen. Doch sie drücken die Preise mehr und mehr. Biris befürchtet deshalb, seine Kooperative bald dichtmachen zu müssen. Dabei bestreitet niemand, dass sein Honig wettbewerbsfähig ist: Das Kilo kostet ungefähr halb so viel wie westeuropäischer Honig.

Das Paradox der neoliberalen Entwicklung im Agrarbereich lässt sich in zwei Aussagen zusammenfassen: Die rumänische Landwirtschaft gewinnt Marktanteile im Ausland, aber für ihr eigenes Land ist sie zu teuer. Der von der EU geförderte freie, tatsächlich jedoch arg verzerrte Wettbewerb hat zum Aufschwung einer Investorenländwirtschaft geführt: In den vergangenen zehn Jahren sind fast eine Million Hektar, 6,5 Prozent der Agrarflächen, in die Hände ausländischer Geldgeber gelangt. Diese Konzentration setzt sich weiter fort, befördert von EU-Subventionen, niedrigen Bodenpreisen und geringen Lohnkosten. Ende 2013 legte die Regierung ein Gesetzesprojekt vor, das den Landverkauf völlig liberalisieren soll. Ein Jahr zuvor musste sich Landwirtschaftsminister Daniel Constantin noch dafür rechtfertigen, dass er mehrere 100.000 Euro von einem der führenden Agroindustriellen geliehen hatte. Zwei seiner Vorgänger, Valeriu Tabara und Stelian Fuia, waren zuvor Angestellte des US-Agrarmultis Monsanto gewesen.

Die Interessenskonflikte liegen auf der Hand, und die politische Linie ist klar erkennbar: Als Gegenleistung für zwei Abkommen mit dem Internationalen Währungsfonds (IWF) in den Jahren 2009 und 2011 strich Bukarest 200.000 Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst, kürzte die Beamtengehälter um ein Viertel und erhöhte die Mehrwertsteuer um 5 Punkte auf 24 Prozent. Die Situation am Arbeitsmarkt, auf dem meist nur schlecht bezahlte Jobs mit schwacher sozialer Absicherung zu haben sind, drängt viele Rumänen zur Auswanderung: Im Jahre 2007 arbeiteten etwa 12 Prozent der Rumänen im Ausland, meist in gering qualifizierten Jobs.

Die Gemeinsame Agrarpolitik (GAP) der EU empfiehlt Rumänien genau die gleichen Maßnahmen, mit denen in den 1960er Jahren in Westeuropa die Landwirtschaft modernisiert wurde. Doch damals war die Frage der Selbstversorgung geregelt, der Arbeitsmarkt konnte die gering qualifizierten Kräfte vom Land absorbieren, viele ehemalige Bauern haben in der Stadt einen sozialen Aufstieg erlebt. Im Rumänien des

21. Jahrhunderts verstärken die vom Ländlichen Entwicklungsprogramm vorgeschlagenen Verträge – die Bauern müssen sich einzeln an eine Behörde wenden, die ihnen ein Projekt finanziert – die bestehenden Ungleichheiten zwischen Regionen mit großen und kleinen Höfen, zwischen Subsistenzbauern und industriellen Agrarbetrieben, die nur darauf aus sind, europäische Hilfsgelder zu beantragen. Niemand stört sich daran, dass hier schon einmal Propheten einer neuen Wirtschaftsweise über die Dörfer gezogen sind: Ab 1948 hatte die Propaganda- und Agitationsabteilung der Kommunistischen Partei eine »kinematografische Karawane« durchs Land geschickt, die zunächst sowjetische, dann einheimische Filme zeigte, in denen die Vorzüge der Kollektivierung angepriesen wurden.

Cezara Fit, Geschichts- und Musiklehrerin am Gymnasium von Alba Iulia, steht in ihrem Garten und blickt auf etwa dreißig frisch geschlachtete Hühner. Es macht sie immer noch traurig, die Tiere zu töten. Ihr Mann Iosif, Mitglied der rumänischen Komponistenvereinigung, stellt hausgemachte Produkte auf den Tisch: Tomaten, Gurken, Rotwein und Tuika (Pflaumenschnaps). »Unser herrliches einheimisches Gemüse, das die alten Frauen auf dem Markt verkaufen, ist viel zu teuer«, beklagt sich Cezara. »Das Gemüse im Supermarkt ist noch erschwinglich, aber es kommt von weit her und steckt voller Chemie.« Das Paar hat daher beschlossen, selbst Geflügel zu züchten und damit auch einer ihrer Töchter zu helfen, die ebenfalls Lehrerin ist und von den 180 Euro Gehalt im Monat ihre Rechnungen nicht bezahlen kann. Die von den internationalen Finanzinstitutionen verordnete Sparpolitik fördert also letzten Endes die Selbstversorgung – in Griechenland sind seit den »Rettungsplänen« des IWF bereits Zehntausende von Stadtbewohnern aufs Land zurückgekehrt. Komponisten und Lehrer als Feldarbeiter – das hätte sich nicht einmal Ceausescu vorstellen können.

Wie sehr viele Rumänen ist auch das Ehepaar Fit angewidert von der verkommenen politischen Klasse. Iosif glaubt, nur eine »malthusianische Katastrophe«³ könne das Land aus dem Schlamassel befreien. Manchmal malt er sich sogar einen gigantischen globalen Kollaps mit Milliarden von Toten aus, und danach könnten die Überlebenden die Welt nach moralischeren Grundsätzen wiederaufbauen. Aus den gleichen Gründen wünscht sich der alte Kleinbauer Teodor Vingarzan eine »Rückkehr zur Monarchie«, aus den gleichen Gründen verteufeln auch die jungen Aktivisten Ramona Dominicioiu und Attila Szocs von der rumänischen Kleinbauernvereinigung Ecoruralis alle Politiker.

Angesichts der allgegenwärtigen und allseits beklagten Korruption besteht nur wenig Hoffnung, dass die staatlichen Institutionen die wirtschaftlichen Probleme des Landes lösen werden. Kein Wunder, dass auch Präsident Traian Băsescu offiziell der Korruption den Kampf angesagt hat. Doch er musste im Sommer 2012 sein Amt vorübergehend niederlegen, nachdem Vorwürfe laut wurden, er habe politische Verbündete vor Strafverfolgung geschützt und ausgerechnet die Antikorruptionsbehörde überwiegend mit seinen Anhängern besetzt. Die Europäische Kommission, die Bukarest gelegentlich wegen der missbräuchlichen Verwendung von EU-Hilfsgeldern tadelt, ist mit der groben Richtung durchaus einverstanden: »Der Eintritt in die Europäische Union [...] wurde von weitreichenden Reformen begleitet,

³ Der britische Ökonom und Pastor Thomas Robert Malthus führt in seinem 1798 anonym veröffentlichten »Essay on the Principle of Population« (dt. »Das Bevölkerungsgesetz«) die These aus, die Bevölkerung wachse viel schneller als die Lebensmittelproduktion, was zwangsläufig zu Überbevölkerung und Hungersnöten führe.

die zur Modernisierung des Landes beigetragen haben. Davon konnten die rumänischen Bürger profitieren«, verkündete Ende 2012 EU-Präsident Jose Manuel Barroso. Der IWF seinerseits ist der Meinung, die mit Rumänien geschlossenen Verträge seien »von Erfolg gekrönt«.

Diese hervorragenden Ergebnisse werden geholfen haben, den ehemaligen Landwirtschaftsminister Dacian Ciolos 2009 zum EU- Agrarkommissar zu ernennen. In dieser Funktion hat er die jahrelangen und zähen Verhandlungen zur Reform der EU-Agrarpolitik geführt, die 2013 abgeschlossen wurden. Ciolos wollte mehr Ökologie auf den Feldern und weniger Direkthilfen für ländliche Großbetriebe, aber er konnte sich nicht durchsetzen – Rumäniens Bauern haben wenig Grund, auf ihren Vertreter in Brüssel stolz zu sein.

Aus dem Französischen von Sabine Jainsk

Wer in Deutschland war, ist mit Geld zurückgekommen. Aber was kann man in Rumänien machen? Rumänien ist für nichts in der Welt gut. Wir haben hier nichts. Aber wir können nix tun, hier sind wir auf die Welt gekommen.



Fernliebe

Auszüge aus dem Buch von Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck über Lebensformen im globalen Zeitalter

»Transnational motherhood« ist die Bezeichnung, die sich in der angelsächsischen Welt für eine Gruppe von Migrantinnen durchgesetzt hat, und inzwischen hat sich eine eigene Forschungsrichtung dazu etabliert. Deren Ergebnisse besagen, dass vielfach gerade die Kinder den Anstoß zur Migration geben. Die Frauen wollen Geld verdienen, um den Kindern eine bessere Zukunft bieten zu können. Dafür nehmen sie lange Zeiten der Trennung und das Leben in der Fremde mit seinen Belastungen in Kauf. Galt früher als Liebesbeweis, dass man zusammenbleibt, was immer geschieht, so existiert in der globalisierten Welt zunehmend das gegenteilige Gebot: Wer seine Familie liebt, der verlässt sie, um anderswo die Grundlagen für eine bessere Zukunft zu schaffen. In einem Roman von Michelle Spring wird dies prägnant zusammengefasst: »Für Hausarbeitsmigrantinnen rund um den Globus bedeutet Liebe vor allem eines – Liebe bedeutet Weggehen-Müssen«.

Nicht bloß eine kleine Minderheit

Diejenigen, die in den wohlhabenden Ländern des Westens leben, kennen den Zwang zum Weggehen nicht. Für sie ist er Geschichte aus einer fernen Welt, erscheint als Extremfall und seltene Ausnahme. Aber anders im Rest der Welt. Dort klingen solche Sätze vertraut, dort leben immer mehr Familien unter Bedingungen einer unfreiwilligen Trennung über Länder oder gar Kontinente hinweg. Dazu einige Zahlen: Nach den offiziellen Daten des Nationalen Statistischen Amtes von Sri Lanka war dort jede elfte Frau im arbeitsfähigen Alter im Ausland tätig, und dies bereits Mitte der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts (man kann mit guten Gründen annehmen, dass der Anteil seitdem deutlich angestiegen ist). Etwa drei Viertel der Arbeitsmigranten und -migrantinnen waren verheiratet, von den verheirateten Arbeitsmigrantinnen wiederum hatten die allermeisten (nämlich 90 Prozent) Kinder, die sie in Sri Lanka zurückließen. In den Philippinen sind nach seriösen Schätzungen neun Millionen Männer und Frauen (zehn Prozent der Bevölkerung) zum Geldverdienen ins Ausland gegangen, die Mehrheit davon Frauen mit Kindern. Die Folge ist, dass es zwischen sechs und neun Millionen Kinder gibt, bei denen Vater, Mutter oder beide im Ausland arbeiten. Oder nehmen wir Osteuropa. Dort gibt es inzwischen ganze Dörfer ohne Mütter und einen eigenen Begriff für die zurückgelassenen Kinder: Sie werden EU-Waisen genannt. Allein in Rumänien haben laut UNICEF rund 350.000 Kinder einen im Ausland arbeitenden Elternteil, und bei 126.000 Kindern sind sogar beide Eltern fern der Heimat. In der Republik Moldau wächst jedes dritte Kind unter Bedingungen der Trennung auf, weil ein Elternteil oder beide im Ausland Geld verdienen.

Neue Kommunikationsmedien

Fernliebe wird damit zu einer Realität im Alltag von immer mehr Familien. Das widerspricht dem klassischen Bild von Familie, mit Nähe, Gemeinschaft. Wie gehen die Familienmitglieder mit der erzwungenen Trennung um? Wie sieht ihre Lebensform aus? Wie gestaltet sich insbesondere die Beziehung zwischen Mutter und Kind? Die transnationalen Mütter bemühen sich nach Kräften, trotz der räumlichen Distanz die emotionale Nähe zu den Kindern zu erhalten und deren Alltag und Aufwachen zu begleiten. In den verschiedensten Formen – zum Beispiel über Video-Botschaften und regelmäßige Telefonate, über E-Mail-Grüße und kleine oder größere Geschenke – versuchen sie, Liebe und Zuwendung zu geben, die Erinnerung lebendig zu halten, gegebenenfalls zu mahnen und zu disziplinieren. Sie erfinden persönliche Rituale, ihre je eigenen Formen einer »transnationalen Intimität«, kurz, sie tun alles, um die Aufgaben mütterlicher Fürsorge weiterhin zu erfüllen. Eine wichtige Rolle spielen hier die neuen Medien, von Handy und SMS bis E-Mail und Skype. Sie ermöglichen regelmäßige Kommunikation im Alltag, die Kinder können von Schule und Freunden berichten und was immer sonst sie bewegt, und die Mütter können sie dabei ein Stück weit begleiten. Auf den Philippinen, so wird berichtet, hat inzwischen jedes dritte Kind eine Cell-Phone-Mum, eine Handy-Mutter. Treten allerdings kleinere oder größere Krisen auf (Schulschwierigkeiten, Drogenprobleme, Krankheit, Unfall o.ä.), stoßen diese medialisierten Formen mütterlicher Fernliebe an ihre Grenzen. Die neuen Medien sind sunny day technologies, vorwiegend schönwettergeeignet. In den bewegteren Zeiten dagegen sind, gerade für Kinder, unmittelbare Nähe und Anwesenheit wichtig. So eine 20jährige Philippinin, deren Mutter seit zehn Jahren in New York als Hausarbeitsmigrantin arbeitet: »Manchmal will man mit ihr sprechen, aber sie ist nicht da. Das ist wirklich schwer, sehr schwierig ... Es gibt Momente, da will ich sie anrufen, mit ihr reden, aber es geht nicht ... Das einzige, was ich machen kann, ist, ihr zu schreiben. Und in den E-Mails kann ich mich nicht ausheulen, und manchmal will ich mich an ihrer Schulter ausheulen.«

Globale Versorgungshierarchie

Was wir über Fernliebe zwischen erwachsenen Partnern gesagt haben, gilt ebenso für die Fernliebe zwischen Mutter und Kind: Sie ist eine Liebe ohne Alltag. Die praktischen Aufgaben der Kinderversorgung – Waschen, Kochen, Saubermachen, Baden, Anziehen usw. – können nicht global und transnational erfüllt werden, sie sind direkt personenbezogen: lokal. Nach vorliegenden Studien haben sich hierfür neue Formen der Arbeitsteilung herausgebildet. In der Regel setzen die Migrantinnen andere Frauen an ihrem Heimatort ein, Großmütter, Schwägerinnen, Nachbarinnen. Indem sie diesen Geld und Geschenke zukommen lassen, versuchen sie, Betreuungsdienste für die eigenen Kinder zu sichern. So entstehen »global care chains«, globale Betreuungsketten, die sich über Länder und Kontinente spannen. Sie nehmen z. B. folgende Gestalt an: In einer Familie der Zweiten bzw. Dritten Welt betreut die älteste Tochter die jüngeren Geschwister; ihre Mutter wird dadurch freigestellt und kann die Kinder einer anderen Frau betreuen, wodurch sie ein wenig Geld ver-



dienen kann; und diese andere Frau ist in eines der Wohlstandsländer des Westens gegangen und dort als Kindermädchen tätig. Solche grenzüberschreitenden Betreuungsketten entstehen z. B. als Resultat der Wanderungsbewegungen zwischen West- und Osteuropa: Da gehen Frauen aus Polen nach Deutschland, um in Mittelschicht-Familien auf die Kinder aufzupassen; und währenddessen kommen Frauen aus der Ukraine nach Polen, um den Haushalt und die Kinder der polnischen Arbeitsmigrantinnen zu versorgen.

Die amerikanische Soziologin Arlie Russell Hochschild hat den Verlaufsplan solcher Bewegungen in einem Satz zusammengefasst: »Die Aufgaben der Mutter werden delegiert, und zwar jeweils an Frauen, die weiter unten stehen in der sozialen Hierarchie von Nation, ethnischer Zugehörigkeit, Schicht«. Allgemeiner gesagt, im globalen Zeitalter entsteht eine neue globale Hierarchie: Die Versorgungsarbeit im Privaten wird auf der Ebene von Nationen, Hautfarben, Ethnien von oben nach unten weitergegeben. Dabei schwinden von Stufe zu Stufe die Chancen für angemessene Versorgung und menschenwürdige Pflege. Bis irgendwann, auf der untersten Stufe, nichts mehr bleibt. Wenn Polinnen nach Deutschland fahren, um die Alltagsarbeiten in deutschen Familien zu erledigen; und wenn Ukrainerinnen nach Polen fahren, um die Alltagsarbeiten in polnischen Familien zu erledigen; wer übernimmt dann die familiären Alltagsarbeiten in der Ukraine? Wer sorgt für die Kinder der ukrainischen Frauen, wer betreut ihre Eltern?

Für diejenigen, die sich am je unteren Ende der Hierarchie befinden, sind die Folgekosten erheblich. Zum Beispiel für die in der Heimat zurückgebliebenen Kinder: Die beauftragten Großmütter, Tanten, älteren Schwestern sind nicht selten überfordert, haben nicht genug Zeit oder Kraft oder sind zu alt oder zu krank, um die zusätzlichen Anforderungen zu bewältigen. Dann sind die Kinder mehr oder minder sich selbst überlassen oder werden zwischen verschiedenen Haushalten hin und her geschoben. Die Väter sind kaum eine Hilfe: nicht wenige haben schon vor Jahren die Familie verlassen und die Verantwortung für ihre Kinder ganz den Müttern überlassen; andere kommen mit der neuen Situation nicht zurecht, mit der Tatsache, dass die Frau im Ausland arbeitet und sie es ist, die die Familie ernährt; sie sind verunsichert und nicht fähig oder willens, für die Kinder zu sorgen. Die Folge ist, dass diese oft auch emotional vernachlässigt werden und leiden.

Mutterliebe und andere Gefühle

Über die Mutter-Kind-Beziehung und ihre historische Entwicklung streiten die Historiker. Ob es eine enge emotionale Bindung der Mutter zum Kind in allen Epochen und Gesellschaften gab oder ob sie erst mit dem Übergang zur Moderne einsetzte, zugespitzt formuliert: ob Mutterliebe eine Erfindung der Neuzeit ist, diese Frage wird je nach Blickwinkel unterschiedlich beantwortet. Soviel zumindest steht fest: Im europäischen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts gewann Mutterschaft immer größere Bedeutung, nicht nur als biologisches, sondern auch als emotionales Verhältnis. Philosophie und Theologie, Politik und Kunst beschworen, priesen, verklärten Mütterlichkeit bzw. Mutterliebe. Sie wurde Gegenstand unzähliger Gedichte, Romane und Dramen, ein gängiges Motiv in Kunst wie Kitsch. Und sie galt

**Den Mädchen fehlt
die Mutter mehr,
denn sie hat sie
schlafen gelegt, ins
Bett gebracht, sie
hat sie immer ge-
küsst. Jetzt bin ich
an ihrer Stelle.**

Großmutter

als eine ursprüngliche und natürliche, enge und ewige Gefühlsbindung. Mutterliebe war rein, selbstlos, aufopfernd, tröstend und heilend, unerschöpflich und unersetzlich. Mutterliebe in dieser Form war Kult und Kulturgut, Mythos und Märchen, Heimat in einer rapide sich wandelnden, heimatlos gewordenen Welt. Sie war Ideal wie selbstverständliche Pflicht, der Frau zugeschrieben wie vorgeschrieben. »Die Mutter gehört zum Kind« wurde zur höchsten Aufgabe weiblichen Wesens erklärt und in einem Programm polarer Geschlechtsrollen verankert. In den späten sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts – als in den westlichen Ländern immer mehr Frauen qualifizierte Bildungsabschlüsse erreichten, berufstätig wurden, die Beschränkung auf Heim und Familie nicht mehr mitmachen wollten – begann ein Wandel im Verhältnis von Mann und Frau und von Mutter und Kind. Nach langen und oft emotional aufgeladenen Kontroversen um Arbeitsteilung, Geschlechtsrollen und die Aufgaben der Mutter setzte sich in den folgenden Jahrzehnten allmählich ein neues Leitbild durch. Nicht mehr die allgegenwärtige Mutter ist heute gefordert, statt dessen wird Berufstätigkeit von Frauen erwartet. Weil sie in der Folge einen Teil des Tages mit anderen Aufgaben verbringen, sollen Mütter die verbleibende Zeit für um so intensivere Zuwendung nutzen. Als Stichwort zusammengefasst: Das neue Mutter-Kind-Programm setzt auf »quality time«. Das heißt, die Zeiten der Beschränkung der Frau auf Heim und Familie sind zwar vorbei, doch auch in der Gegenwart wird der emotionalen Bindung zwischen Mutter und Kind ein hoher Wert zugesprochen. Frauen mögen ins Management aufsteigen, in der Politik Karriere machen, den Nobelpreis erhalten, aber das Wort Mutterliebe hat weiterhin einen ganz besonderen Glanz. Und dies gilt auch für die Heimatländer der Hausarbeitsmigrantinnen, wie viele Untersuchungen zeigen. Indem die Migrantinnen in fremde Länder aufbrechen, die Kinder zurücklassen, betreten sie Tabuzonen. Ihr Verhalten ist eine Provokation, die Grundregeln herausfordernd und emotional aufgeladen – eine Konstellation, die Verwirrung unter allen Beteiligten stiftet. Mutterliebe, früher als quasi selbstverständliche Bindung definiert, als Liebe der Frau zu ihrem biologisch eigenen Kind, qua Natur des weiblichen Wesens vorgegeben, wird unter den neuen Bedingungen einer transnationalen Arbeitsteilung zwischen den Frauen global geöffnet. Mutterliebe ist einerseits eine zu erbringende Leistung, andererseits Gegenstand von Wünschen, Hoffnungen, Ängsten. Mit einem Mal wird sie zur unsicheren, umstrittenen, umkämpften, erkaufte Ressource. Nahliebe und Fernliebe, Sehnsucht und Eifersucht, Vorwürfe und Gegenwürfe – wenn man sich durch die einschlägigen Studien liest, wird ein Knäuel von Gefühlen und Gefühlserwartungen erkennbar. Diese werfen immer wieder ähnliche Fragen auf: Welche Mutter liebt welches Kind? Und welcher Frau gilt die Liebe des Kindes? Wer soll lieben, darf lieben? Welche Mutter liebt zuviel, welche zuwenig, welche liebt das falsche Kind? Und nicht zuletzt, welche Mutter hat die Mutterliebe vergessen, welche vernachlässigt ihr Kind?

Eifersucht

Die meisten Kinder haben große Sehnsucht nach der fernen Mutter. Manche malen sich in ihrer Phantasie ein Idealbild von Mutterschaft aus, die Mutter als eine überlebensgroße Figur, stets voller Geduld, Wärme, Verständnis, unerschöpflich in ihrer



Fürsorge und Liebe. Viele sind eifersüchtig auf die »anderen« Kinder, die im fremden Land, diejenigen, für die ihre Mutter als Kindermädchen angestellt ist und die täglich die Nähe ihrer Mutter genießen. So zum Beispiel Floridith Sanchez, die 18jährige Tochter einer Philippinin, die in Taiwan als Hausarbeitsmigrantin arbeitet: »Das ist verstörend. Ich bin eifersüchtig. Ich glaube, diesen Kindern geht es sehr viel besser, weil meine Mutter sich um sie kümmert, als mir, ihrem wirklichen Kind, das hier allein gelassen ist. Die Mütter wiederum, also die Hausarbeitsmigrantinnen, sind in doppelter Hinsicht beunruhigt. Sie sind darum besorgt, ob die Personen, deren Obhut sie die Kinder anvertraut haben, diese Aufgabe zuverlässig erfüllen. Um deren Bereitschaft und Motivation zu stärken, lassen sie ihnen regelmäßig Belohnungen zukommen (Dankesbriefe, Geld, neue Kleider usw.). Gleichzeitig fürchten die Migrantinnen, die Delegation der mütterlichen Aufgaben könnte am Ende zu gut funktionieren – so gut nämlich, dass ihre Kinder allmählich die leibliche Mutter vergessen, sich der Betreuerin zuwenden und zu ihr eine immer stärkere innere Bindung aufbauen. Ähnlich ambivalente Gefühle haben die anderen Mütter, also die, die selbst eine Hausarbeitsmigrantin beschäftigen. Auf der einen Seite stellen Amerikanerinnen als Nanny bevorzugt Migrantinnen aus Lateinamerika ein, bei denen sie aufgrund ihrer Herkunft und des damit zugeschriebenen Nationalcharakters Eigenschaften wie Lebensfreude, Spontaneität, Wärme vermuten, Eigenschaften also, die als nützliche Ressourcen bei der Kinderbetreuung eingesetzt werden können. Auf der anderen Seite beäugen viele Eltern die Nanny wachsam, ob die Bindung zwischen Kindermädchen und Kind eventuell nicht zu eng, zu liebevoll wird. Dominique, eine Migrantin, die in New York ihr Geld als Nanny verdient, konstatiert: »Die Eltern wünschen sich, dass wir ihren Kindern Mutter und Vater sind, weil sie keine Zeit haben, um sie großzuziehen. Deshalb hängen die Kinder an dir, weil du die einzige bist, die immer da ist. Daraufhin werden die Eltern zornig«. Um das Konfliktpotential im Verhältnis zu den Arbeitgebern (Eltern bzw. Müttern) zu vermindern, müssen die Migrantinnen deshalb einen täglichen Balanceakt vollführen. Weil viele Mütter die Delegation der Erziehungsaufgaben wollen, aber gleichzeitig damit Schuldgefühle und Ängste verbinden, ist die Beruhigung der Mütter eine vorrangige Pflicht der Migrantinnen. Deshalb müssen sie die Mütter davon überzeugen, dass sie das Kind wie ihren Augapfel hüten, den kostbaren Nachwuchs aufs beste versorgen, das Delegierungsarrangement auch dem Kindeswohl dient. Aber wenn das Kind, dankbar für die Zuwendung, Zuneigung zeigt, haben die Migrantinnen solche Gefühle behutsam zu zähmen. Sie müssen das Kind auf Abstand halten, weil sie ansonsten die Eifersucht und den Unmut der Eltern zu spüren bekommen. Kurz, die Migrantinnen sollen das Kunststück vollbringen, das ihnen anvertraute Kind einerseits zu lieben, andererseits nicht zu sehr, weil die Liebe des Kindes nur den Eltern gehört.

Verschobene Liebe oder: Die globale Herztransplantation

In der Gefühlslage der beteiligten Personen zeigt sich immer wieder ein ähnliches Element, die Angst, die Liebe könne falsche Wege einschlagen und die falschen Adressaten erreichen. Und wie Interview-Aussagen belegen, sind diese Befürchtungen keineswegs grundlos. Das gilt zunächst für die Entwicklung der Migrantinnenkinder:

Wenn die Mutter jahrelang abwesend ist, nicht einmal kurz zu Besuch kommt, wird sie ihnen auch innerlich fern, aus Zusammengehörigkeit wird Entfremdung. Ein Glück für die Kinder ist es dann, wenn sie eine andere Person (Tante, Oma, Schwester) haben, die sie nicht nur mit Essen usw. versorgt, sondern sie auch in den Arm nimmt und ihnen Zuneigung gibt. Dann bauen einige Kinder eine enge Bindung zu dieser Bezugsperson auf, während die Erinnerung an die Mutter allmählich verblaßt. Kurz, sie beginnen, ihre Ersatzmutter anstelle der Mutter zu lieben. Auch für die im Ausland arbeitenden Mütter ist die Situation alles andere als einfach. Einschlägige Untersuchungen zeigen, dass die Frauen enorm unter der Trennung leiden. Sie haben Sehnsucht nach den Kindern; sie sind traurig, weil sie deren Aufwachsen nicht miterleben; sie sind von der ständigen Sorge belastet, ob die beauftragten Großmütter, Tanten, Nachbarinnen das Kind gut versorgen. Und gleichzeitig fühlen sich viele einsam im fremden Land, sind isoliert, emotional ausgelaugt, haben kaum ein Privatleben außerhalb der Arbeit. In dieser Situation wird das Kind, das nicht ihr eigenes ist und mit dem sie den Großteil jeden Tages gemeinsam verbringen, für manche zu einer der wenigen Freuden des Lebens in der Ferne. Sie genießen die Lebendigkeit und das Lachen des ihnen anvertrauten Kindes, den Hautkontakt und die körperliche Nähe, sie fühlen sich dadurch auch an die eigenen Kinder erinnert. Das geht bei einigen so weit, dass sie die Liebe zu den eigenen Kindern auf das Kind der Arbeitgeber übertragen. Ihre Interview-Aussagen lesen sich wie Herzensbeichten. Zum Beispiel Vicky, eine Migrantin von den Philippinen, die fünf Kinder in der Heimat zurückgelassen hat, um in den USA Geld zu verdienen: »Das einzige, was man tun kann, ist, seine ganze Liebe dem Kind [um das man sich kümmert] zu geben. Wenn ich schon nicht bei meinen Kindern bin, dann ist das Beste, was ich in meiner Situation tun kann, all meine Liebe diesem Kind zu geben.« Oder Rowena, ebenfalls von den Philippinen und nun in den USA lebend. Sie sagt über Noa, die kleine Tochter ihrer amerikanischen Arbeitgeber, für die sie von morgens bis abends sorgt: »Ich gebe Noa, was ich meinen Kindern nicht geben kann.« Und sie wird von Noa entsprechend belohnt: »Sie gibt mir das Gefühl, ihr eine Mutter zu sein«. Oder Maria, von den Philippinen nach Kalifornien gekommen: »Ich liebe Ana mehr als meine eigenen beiden Kinder. Wirklich, mehr. Ich arbeite zehn Stunden am Tag, habe einen freien Tag. Ich kenne keinen einzigen Menschen aus der Nachbarschaft. Und das Kind gibt mir, was ich brauche.« Hochschild bezeichnet dies als »globale Herztransplantation«. Die Mutterliebe, die so hoch gepriesene, für unersetzlich erklärte, wird den Kindern der armen Regionen entzogen, umgeleitet und kommt den Kindern der Wohlhabenden zugute. Was man in den zitierten Interview-Aussagen liest, stellt die Annahme westlicher Arbeitgeberinnen in Frage: dass die Wärme, Herzlichkeit, Liebe, die die Migrantinnen im Umgang mit dem Kind zeigen, eine quasi natürliche Zugabe sind, die sich ihrer erdverbundenen, ländlichen Herkunft und der Kultur ihrer Heimat verdanken. Vielmehr lassen solche Interview-Aussagen erkennen: Die unterstellten Eigenschaften entstehen zumindest zum Teil -aus der Situation der Fernliebe – aus der Trennung von den eigenen Kindern und aus der Einsamkeit in der neuen Umgebung. Für Hochschild¹ ist das Bild, das die amerikanischen Arbeitgeberinnen ent-

¹ Hochschild, Arlie Russell (2003): *Love and Gold*, in: Barbara Ehrenreich/ Arlie Russell Hochschild (Hg.): *Global Woman: Nannies, Maids and Sex Workers in the New Economy*. London: Granta Books, S. 15-30.

werfen, deshalb allzu einfach und glatt. Wenn man die Stimmen der Migrantinnen selbst hört, so Hochschild, dann bekommt das Bild eine dunklere Färbung: Dann zeigt sich »kein Import glücklicher bäuerlicher Mutterschaft, sondern eine Liebe, die nicht zuletzt durch das Leben in den USA entsteht, durch die Einsamkeit und die Sehnsucht nach den eigenen Kindern«.

Vorwürfe und Gegenvorwürfe

Auch in der Gegenwart besitzen Mütterlichkeit und Mutterliebe noch erhebliche normative Strahlungskraft. Da Mutterliebe vieles zugleich ist, Ideal, unauflösliche Bindung, zugewiesene Pflicht, und vor allem weil Mutterliebe aufs engste mit den Geschlechtsrollen und der darauf aufbauenden Arbeitsteilung verknüpft ist, kommt das Verhalten der Migrantinnen – weggehen, die Kinder zurücklassen – einer Revolution gleich: Es bedroht die Fundamente, auf denen die gesamte Organisation des Alltagslebens ruht. Es ist eine Provokation vertrauter Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Bei einer so weitreichenden Umkehrung der Verhältnisse ist mit Irritationen und Widerständen zu rechnen. Und tatsächlich: Die Entscheidung zum Weggehen begrüßen im sozialen Umfeld der Migrantinnen keineswegs alle. Die Frauen bekommen manchmal heftige Mißbilligung zu spüren, werden als »herzlos« bezeichnet, weil sie ihre wichtigste Aufgabe vernachlässigen, nämlich die Versorgung der Kinder. Mehr noch, manche Migrantinnen haben gegen Selbstvorwürfe und Schuldgefühle anzukämpfen. So zum Beispiel eine philippinische Migrantin in Rom: »Wenn das Mädchen, um das ich mich kümmere, ihre Mutter -Marna- nennt, schlägt mein Herz immer höher, weil meine Kinder mich auch -Marna- nennen. Den Verlust spüre ich besonders am Morgen, wenn ich ihr Mittagessen einpacke, denn das hab ich immer für meine Kinder getan ... Und dann denke ich, dass ich zu dieser Stunde für meine eigenen Kinder sorgen sollte und nicht für die fremder Leute.«

Es ist für die Migrantinnen nicht einfach, solchen Vorwürfen und Selbstvorwürfen zu begegnen. In den zitierten Interviews suchen sie sich zu rechtfertigen, offensichtlich in Reaktion auf Einwände, denen sie immer wieder begegnen: Zunächst möchten sie ihr Weggehen keineswegs gleichgesetzt wissen mit willkürlichem Verlassen der Kinder, mangelndem Verantwortungsbewußtsein oder gar Lieblosigkeit, Drei zentrale Verteidigungslinien sind unterscheidbar: eine traditionelle, eine innovative und eine offensive. Bei einer traditionellen Verteidigung stellen Migrantinnen ihr Weggehen als Opfer dar, das sie nicht aus Eigeninteresse oder zur Erfüllung eigener Wünsche erbringen, sondern um der Familie und vor allem der Kinder willen. Wie die oben zitierte Migrantin in einer späteren Interview-Passage sagt: »die Arbeit, die ich hier [in Rom] tue, tue ich für meine Familie«. Eine solche Argumentation ist traditionell, weil sie auf ein bekanntes, bereits in der Vergangenheit betontes Motiv zurückgreift und dies zum Angelpunkt der Entscheidung macht – Selbstlosigkeit. Bei der innovativen Verteidigung verweisen die Migrantinnen darauf, ihr Weggehen sei nicht das Ergebnis freier Wahl, vielmehr dem Zwang der Verhältnisse geschuldet, der veränderten Weltordnung. In den Worten einer Migrantin aus Mexiko, nun in Kalifornien tätig: »Das muß man tun«. Wenn die Männer keine Arbeit mehr haben, müssen die Frauen einspringen. Der Gang der Frauen in die Fremde, das sei heute

**Seit zwei Wochen
bin ich ohne Eltern.
Wie lange sie weg-
bleiben, weiß ich
nicht. Was sie ge-
nau machen, weiß
ich auch nicht. Ich
will später Sport
machen, wenn ich
groß bin, Fußball-
spieler werden.**

Christian

der einzige Weg, um die Familie einigermaßen ernähren zu können. So z. B. eine Migrantin aus Guatemala, die seit Jahren in Los Angeles arbeitet: »Die Mutter muß, so heißt es, für ihre Kinder sorgen. Eine Mutter kann nicht einfach ihre Kinder beiseite schieben. Deshalb gilt in allen Familien die Regel, dass zuerst der Mann weggeht (in die USA). Da aber gegenwärtig der Mann hier nur schwer eine Arbeit findet, kommt die Frau zuerst hierher. Seit kurzem sind die Frauen weggegangen, und die Männer sind dageblieben.«. Migrantinnen lehnen also das Ideal der Mutterliebe und die damit einhergehenden Aufgaben nicht ab. Im Gegenteil, sie erkennen es an, interpretieren allerdings die daraus resultierenden Aufgaben unter Hinweis auf die veränderten Lebensbedingungen neu: Hier und heute sei das Weggehen die beste Möglichkeit, der Mutterrolle gerecht zu werden. Dadurch erweitern sie den Radius der Mutterpflichten, schieben die Grenzen weiter hinaus, entwerfen ein neues Modell der »guten Mutter«, das sich mit der Fremdheit der Welt im Binnenraum der Mutterschaft arrangiert.

Bei der offensiven Verteidigung weisen die Migrantinnen die gegen sie erhobenen Vorwürfe zurück und reichen sie weiter wie im Schwarzer-Peter-Spiel. Nun geraten andere Mütter, nämlich die Arbeitgeberinnen, ins Blickfeld und ins Zentrum scharfer Kritik. Sie selbst, die Migrantinnen, würden die Trennung von den Kindern nur aufgrund äußerer Zwänge auf sich nehmen. Anders dagegen ihre Arbeitgeberinnen: Die seien berufstätig, weil sie es wollten, um der Karriere und der Selbsterfüllung willen. Aus rein egoistischen Motiven also würden sie jeden Morgen aus dem Haus gehen, das Kind einer anderen Frau überlassend. Oder sie würden gar nicht arbeiten, hätten nur Freizeit und Luxus im Kopf. Bei den Arbeitgeberinnen also fände man die eigentliche Herzlosigkeit und Lieblosigkeit. Noch einmal die Migrantin aus Mexiko: »Ich liebe meine Kinder, sie nicht ... Sie gehen lieber zum Friseur, lassen sich die Nägel machen, ... gehen auf Einkaufstour, solche Sachen eben. Selbst wenn sie den ganzen Tag zu Hause sind, wollen sie sich nicht mit den Kindern abgeben, denn sie bezahlen jemanden dafür, dass er es für sie tut«. Die Migrantinnen halten also am traditionellen Ideal fest, Muttersein als Vollzeit-Aufgabe, soweit es die finanziellen Verhältnisse erlauben. Mit der letzteren Einschränkung erklären sie ihr eigenes Verhalten für zulässig, weil dem Gebot der Not folgend. So können sie beanspruchen, das ungeschriebene Gesetz von Mutterschaft und Mutterliebe zu achten – und gleichzeitig die Ortsbindung der Mutterliebe aufgeben.

Care drain

Nach dem bisher Gesagten können wir beim Thema Hausarbeitsmigration nicht nur die Situation der Familien in den wohlhabenden Ländern betrachten, sondern müssen auch das in den Blick nehmen, was geographisch weit entfernt davon geschieht und doch eng damit verflochten, die Heimat der Hausarbeitsmigrantinnen, die Folgen für ihre Familien. Wenn man die Perspektive in diesem Sinne erweitert, bekommt man plötzlich ein ganz anderes Bild. Dann ist die Geschichte der Hausarbeitsmigrantinnen keine Geschichte des Gewinns, sondern vor allem eine der Verluste. Bekannt ist das Stichwort vom brain drain, das auf die Abwanderung der Hochqualifizierten verweist und die Probleme, die sich für die betroffenen Gesellschaften daraus ergeben.

Aber noch wenig gesehen wird, dass es inzwischen auch einen care drain gibt, also die Abwanderung derer, die für die familiäre Alltagsarbeit zuständig sind, und in der Folge eklatante Versorgungslücken in den Armutsregionen der Welt.

Globale Hierarchie statt globaler Gerechtigkeit

Ob zur Versorgung der unterstützungsbedürftigen Eltern, Betreuung von Kindern oder zur Arbeit im Haushalt – wer eine Hausarbeitsmigrantin einstellt, neigt dazu, solche Arbeitsverhältnisse positiv zu deuten, als Wohltat für alle (Arbeitsentlastung für die einen, kombiniert mit Entwicklungshilfe für die anderen). Eine solche harmonische Perspektive ist lückenhaft: Sie übersieht erstens, dass Kosten und Nutzen asymmetrisch verteilt sind. Was den Familien der reichen Länder das Leben erleichtert, schafft um so mehr Probleme für die Familien der übrigen Welt. Der Einsatz von Hausarbeitsmigrantinnen erzeugt zweitens neue Formen der sozialen Ungleichheit, das Wohlstandsgefälle zwischen armen und reichen Nationen erreicht die Küchen und Kinderzimmer. Und drittens ist mit der Hausarbeitsmigration für Feministen (egal, ob sie weiblich oder männlich sind) ein Dilemma verbunden. Sie fordern die Gleichberechtigung aller Frauen. Nun aber befinden sie sich selbst in der Situation von Arbeitgebern, die die Weltungleichheit der Frauen für die Zwecke ihrer privaten Emanzipation nutzen. Gleichzeitig steht zu erwarten, dass sich in Zukunft weitere Formen solcher privaten internationalen Vernetzung herausbilden. Wenn Grenzen durchlässiger werden, wenn arme und reiche Nationen näher zusammenrücken (und selbst eine Abschottungspolitik wird dies auf Dauer kaum ändern), werden die Wohlstandsländer des Westens weiter starke Anziehungskraft besitzen. Solange in diesen Ländern die öffentliche Infrastruktur fehlt, die den einheimischen Frauen eine gleichberechtigte Berufsteilhabe erlaubt, so lange werden diese Frauen weiter nach privaten Lösungen und Überlebensstrategien suchen. In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als die neue Frauenbewegung ihren Aufstieg erlebte, war einer ihrer zentralen Leitsätze *The personal is political*, mit anderen Worten: Die privaten Lebensformen sind nicht allein ein privates, sie sind ein politisches Faktum. Sie sind ein zentraler Baustein im Gefüge der Gesellschaft, nicht zuletzt im Gefüge der Ungleichheit im Geschlechterverhältnis. Heute, im Zeitalter der weltweiten Wanderungsbewegungen, können wir hinzufügen: *The personal is global*. Frei übersetzt: Die Verwandlung der familiären Alltagsarbeit und die Entstehung einer transnationalen privaten Schattenwirtschaft in den Grauzonen der Legalität – dies ist nicht nur eine Sache des persönlichen Lebensstils oder des persönlichen Geldbeutels, es ist direkt verknüpft mit globaler Gerechtigkeit und globaler Ressourcenverteilung. »Und für Opa sorgt ‚ne Frau aus Osteuropa«: Diese Entwicklung ist nicht denkbar ohne die politische, ökonomische, soziale Hierarchie zwischen den Nationen.

Regieteam



Julia Roesler (Inszenierung & Recherche) studierte Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis in Hildesheim. Seit ihrem Diplom arbeitet sie als freischaffende Regisseurin und Theaterpädagogin, daneben regelmäßig als Lehrbeauftragte an der HBK Braunschweig. Sie ist Gründungsmitglied von werkgruppe2.



Kim Efert (Komposition & Musik) studierte Jazzgitarre und Instrumentalpädagogik an der Musikhochschule Köln. Er arbeitet als freier Musiker und Dozent an der Hochschule für Musik in Detmold. Theaterproduktionen realisierte er u. a. mit werkgruppe2 (»Ich und der Esel«), Tom Kühnel (»Parsifal«) und Thomas Ostermeier (»Maß für Maß«).



Adrian Damian (Bühne & Kostüme) studierte u. a. an der Nationaluniversität der Theater- und Filmkunst in Bukarest, wo er derzeit über »Special Effects, Technical Applications and Smart Objects« promoviert. Er entwarf mehr als 30 Bühnenbilder, zuletzt arbeitete er mit Robert Wilson am Nationaltheater in Craiova.



Silke Merzhäuser (Dramaturgie & Recherche) studierte Politische Wissenschaft und Deutsche Literaturwissenschaft in Hannover. Sie arbeitet als Dramaturgin (2003-2004 Theater Luzern, 2007-2009 am Deutschen Theater in Göttingen) und ist Kuratorin für Kulturveranstaltungen. Seit 2009 gehört sie zur werkgruppe2.



Axel Preuß (Dramaturgie) arbeitete u. a. am Volkstheater Rostock und Landestheater Tübingen. 2005-2009 Schauspielregisseur am Theater Heidelberg und Künstlerischer Leiter des Heidelberger Stückemarkts, seit 2010 Chefdramaturg und stv. Generalintendant in künstlerischen Fragen am Staatstheater Braunschweig.

Ensemble



Gabriela Baciu (Schauspielerin) studierte an der Nationaluniversität der Theater- und Filmkunst in Bukarest. Seit 1989 gehört sie zum Ensemble des Nationaltheaters »Marin Sorescu« Craiova. Daneben arbeitet sie für Film, TV und Radio. 2009 promovierte sie im Fach Theaterwissenschaft.



Gina Calinoiu (Schauspielerin & Recherche) ist seit 2001 festes Ensemblemitglied am Nationaltheater »Marin Sorescu« Craiova. Daneben promovierte sie über Jerzy Grotowski, arbeitete mit Theatermachern wie Anatoly Vassiliev, Eugenio Barba und Thomas Richards zusammen und unterrichtet regelmäßig Schauspiel.



Sven Hönig (Schauspieler) studierte an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« Berlin. Er ist Mitglied der international tourenden Theatercompagnie »fliegende fische« und seit 2010 am Staatstheater Braunschweig engagiert. Darüber hinaus ist er regelmäßig in Kino- und TV-Filmen zu sehen.



Oliver Simon (Schauspieler) studierte an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« Berlin. Seit 2004 ist er Mitglied der freien Theatercompagnie »fliegende fische«, mit der er acht Monate durch Indien und Nepal tourte. Seit 2010 gehört er fest zum Ensemble des Staatstheaters Braunschweig.



Kim Efert siehe Regieteam.

Textnachweise

»Kinder in Rumänien«: Die Generation ohne Eltern, aus: Brigitte 18/09, Ariane Heimbach, Artikel vom 27.08.2009, Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

»Die Waisenkinder des Kapitalismus«: <http://www.suedkurier.de/skplus/skthemen/wochende/Die-Waisenkinder-des-Kapitalismus;art438476,4783263>

»Fernliebe«: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim, Berlin 2011

Alle übrigen Texte sind Originalbeiträge für dieses Programmheft oder Stückzitate.

Die Texte wurden teilweise in sich gekürzt und mit neuen Überschriften versehen.

Bildnachweise

Foto Großmutter mit Marius **Dörte Hagenguth**

alle übrigen Fotos **Insa Rudolph**

Probenfotos & Porträt Axel Preuß **Volker Beinhorn**

Julia Roesler **Isabel Winarsch**

Kim Efert **Eva Philippi**

Sven Hönig, Oliver Simon **Nina Stiller**

Gina Calinoiu **Lyubov Weidner**

Gabriela Baci **Florin Chirea**

Adrian Damian **Adi Bulboaca**

Silke Merzhäuser **Dorothee Hoffmann**

**Das Staatstheater Braunschweig ist eine
Einrichtung des Landes Niedersachsen**



Niedersachsen

**Das Staatstheater Braunschweig wird
gefördert von der Stadt Braunschweig**



Braunschweig

**Das Staatstheater Braunschweig ist
Mitglied der European Theatre Convention**



Kulturpartner



Impressum

Herausgeber **Staatstheater Braunschweig, Am Theater, 38100 Braunschweig**

Generalintendant **Joachim Klement**

Redaktion **Stephanie Auer, Silke Merzhäuser, Axel Preuß,**

Druck **oeding print GmbH, Braunschweig**

Spielzeit **2014/2015** Änderungen vorbehalten.